

DIE SCHREIB- WÜTIGEN

Texte aus der Schreibwerkstatt

**Workshop von September –
November 2019 im Literaturhaus
Villa Clementine
Leitung: Alexander Pfeiffer**

**Lesung am 14. November 2019
im Literaturhaus**

Gladiatoren, Gefechte & Geschichten

2016 bot das Kulturrat der Stadt Wiesbaden erstmals eine wöchentliche Schreibwerkstatt für die Schülerinnen und Schüler sämtlicher Schulen der Stadt an. In diesem Herbst kamen „Die Schreibwütigen“, so der Name der immer wieder neu zusammengewürfelten Gruppe, zum nunmehr fünften Mal zusammen. Und aus der Schreibwut scheint mittlerweile eine regelrechte Schreibepidemie geworden zu sein. So bot unsere Schreibkammer im Literaturhaus Villa Clementine kaum genug Platz für die 24 Schreibwütigen, die zum ersten Treffen im September kamen. Dreizehn davon haben schließlich mehr oder weniger regelmäßig an der Werkstatt teilgenommen, elf sind mit ihren Texten in diesem Reader vertreten.

Mit dem programmatischen Satz der amerikanischen Südstaaten-Autorin Flannery O'Connor „I write because I don't know what I think until I read what I say.“ fand sich die Gruppe eine Art Leitmotiv für die eigene Arbeit. Für die Kommunikation untereinander richtete sie sich eine Whats App-Gruppe mit dem Namen „Kreative Sadisten“ ein – ein ironischer Verweis auf die Tatsache, dass literarische Figuren immer auch die Versuchskaninchen ihrer unbarmherzigen Erschaffer sind. Oder, anders gesagt, das Material, dessen der Autor sich bedient, um seine Ansichten über die Dinge der Welt zu überprüfen – Kollateralschäden natürlich immer inklusive: Wie viele Romanfiguren mussten wohl im Laufe der Literaturgeschichte zum Nutzen der menschlichen Erkenntnis ihr Leben lassen, Verlust, Liebeskummer und Schlimmeres erleiden? Und wer leidet mit ihnen, wenn nicht wir als Leser? Die Autorinnen und Autoren dürfen, ja müssen dagegen deutlich weniger behutsam mit ihrem Personal umgehen. „Die Schreibwütigen“ haben das, wie Sie sehen werden, längst verinnerlicht. Von der Apokalypse über Gladiatorenkämpfe bis zu Gefechten mit freilaufenden Buchbösewichten werden Sie in den Geschichten und Gedichten auf den folgenden Seiten allerlei Grausamkeiten begegnen. Zart und berührend sind dafür die Momente der Läuterung, zu denen uns die Autorinnen und Autoren führen.

„Die Schreibwütigen“ des Jahrgangs 2019 sind zwischen 13 und 18 Jahre alt und kommen von der Martin-Niemöller-Schule, der Diltheyschule, der Carl-von-Ossietzky-Schule, der Wilhelm-Heinrich-von-Riehl-Schule, der Kerschensteinerschule sowie vom Gymnasium am Mosbacher Berg. Als Werkstattleiter und „Lektor“ muss ich mich für das Vertrauen bedanken, das sie mir entgegengebracht haben. Außerdem einmal mehr bei Katharina Dietl, zuständig für Literatur- und Leseförderung im Literaturhaus Villa Clementine, wo wir seit dem letzten Jahr unser Zuhause haben.

Alexander Pfeiffer, November 2019

Die Schülerinnen und Schüler und ihre Geschichten und Gedichte:

Hamide Nur Baki	- Kinder ohne Kindheit	S. 2 - 7
Christopher Claußen	- Die Schuld	S. 8 - 11
Carlotta Dahlke	- Das Röslein	S. 12 - 15
Lara Hübner	- Pinke Wände	S. 16 - 21
Maryna Komisarova	- Blaue Impression	S. 22 - 41
Kira Link	- Waldboden	S. 42 - 51
Zoe Löhmann	- Aus dem Leben eines Perfekten	S. 52 - 53
Tamina Parwezi	- Companion (Begleiter)	S. 54 - 59
Ya Xin Qiu	- Apokalypse	S. 60 - 79
Charlotte Russ	- The Beveler	S. 80 - 86
Jill Siebert	- Der geheime Alpha	S. 87 - 88

KINDER OHNE KINDHEIT

Ich werde das Gefühl nicht los, dass egal, was ich mache, falsch ist. Ich bin unwichtig. Alle meine Taten sind unrichtig! Jeder Schritt, den ich mache, ist ein Fehler. Jedes verdammte Wort, was meine Lippen verlässt, ist verkehrt...

Und deshalb schweige ich. Ich werde auch weiterhin mein ganzes Leben lang schweigen, weil ich immer die Schuldige bin. Das ändert sich auch nicht, wenn ich Recht haben sollte. Ich bleibe mit meinen Gedanken alleine, weil mich keiner versteht. Aber ausnahmsweise heute, an einem Abend, wo mich so viele Menschen hören, teile ich sie mit euch. Meine wahren Gedanken.

Für mich wird sich heute nichts verändern, außer dass ich den Moment genießen werde, dass man einmal mir zuhört. Aber vielleicht ändert sich etwas für euch, wenn ihr die Gedanken einer verlorenen Reisenden kennt. Und diese Reisende wird verfolgt vom Vergangenen. Es verfolgt nicht nur mich, sondern auch dich! Die Vergangenheit holt uns ein. Sie verfolgt uns, lässt uns nicht los, und wir können auch sie nicht loslassen.

Es ist noch komischer, dass wir uns ständig darüber beschweren, dass sich alles verändert hat, und trotzdem darauf warten, dass morgen alles anders wird. Was wir aber auch oft vergessen ist, dass Veränderung ein Teil des Lebens ist, und ohne ist es kaum vorstellbar. Ständig die alten Gesichter zu sehen wird uns nicht gut tun. Veränderung tut gut, aber wir haben Angst davor. Angst vor dem Ungewissen. Angst vor der Zukunft, weil wir nicht wissen, was sie mit sich trägt. Weil wir nicht wissen, wer bleibt und wer geht.

Leider wird unsere Zukunft noch grauenvoller. Denn die eins, zwei Personen, die wir verloren haben, sind gerade noch der Anfang gewesen. Wir werden noch weiter geliebte Menschen verlieren und wer weiß, vielleicht verlieren wir auch uns. Denn kein Mensch bleibt für die Ewigkeit.

Ich glaube, am besten ist es, mit ein paar Dingen abzuschließen. Aber das ist überhaupt nicht einfach. Wir verschwenden zu viele Gedanken an die Vergangenheit. Manchmal, wenn man nachts in seinem Bett liegt und alles ruhig ist, beginnt das Herz zu rasen, weil die Vergangenheit wieder einen Besuch abstattet. Man geht alle schlimmen Erlebnisse durch, und wenn man die Augen schließt, ist es nahezu realistisch. Man wälzt sich im Bett rum und hofft, dass es aufhört. Und falls man es doch geschafft hat, irgendwie einzuschlafen, ist der morgen grauenvoll.

Es gibt Tage, da weine ich die Nacht durch, weil ich nicht vergesse. An manchen Tagen weine ich die Nacht durch, weil ich etwas vermisse. Sehnsucht ist die einzige Folter des Herzens, die man nicht steuern und nicht abstellen kann. Hast du jemals einen Menschen so stark vermisst, dass dein Herz ganz plötzlich schneller schlug? Dein Atmen schneller ging, du kaum noch Luft bekamst, dir heiß und kalt gleichzeitig wurde und du nur noch in Tränen ausbrechen wolltest?

Manchmal müssen uns schlechte Dinge widerfahren, damit wir an die guten denken und sie besser wertschätzen. Und manchmal müssen wir an guten Tagen auch an die schlechten denken, um uns daran zu erinnern, dass alles real ist und kein Traum.

Mein Lächeln bleibt nie lange. Meistens nur für den einen Moment, und dann ist es schon wieder weg. Manchmal fühlt man sich wie eine leere Hülle. Wie eine verlorene Seele, die durch diese Welt zieht, und das merke ich besonders jeden Morgen am Bahnhof, dass ich alleine bin. Unfassbar viele Menschen an einem Ort, die reisen, die ihren Weg gehen, und ich, mittendrin in dieser großen Menschenmasse, fühle mich so alleine und fremd. Ich bin eine von vielen verlorenen Seelen, die auf der Suche nach zu Hause sind, aber nicht wissen, wo

das ist. Denn nicht jeder nimmt dich herzlich auf. Während ich reise, habe ich so einiges mitbekommen. Nicht nur erlebt, sondern auch gehört.

Ständig hören wir, wie schlimm doch diese Welt ist. Wie grauenhaft und kalt. Wie gefühllos. Es ist komisch und herzerwärmend zugleich, das Lachen von den Kindern auf dem Spielplatz zu hören. Das liegt wahrscheinlich daran, dass man weiß, dass sie bald nicht mehr lachen werden, denn diese grauenvollen Menschen werden sie noch alle zerstören. Oder sie werden selbst zum Zerstörer. Doch zu diesem Zeitpunkt haben sie noch nicht so Vieles erlebt. Denkt man...

Jeder von ihnen schaut in den Himmel und will irgendwann zu den Sternen greifen. Nur Sklavenkinder, Waisen, Kinder, deren Eltern sich früh getrennt haben, Kinder, die misshandelt wurden, Kinder, die gemobbt wurden, Kinder, die zwangsverheiratet werden, Kinder, die keine Aufmerksamkeit bekommen haben, Kinder, die Krank sind, Kinder, die mit einer Behinderung leben und Kinder, die keine Liebe bekommen haben, lernen am frühesten diese Welt kennen, und Gott seid Dank passiert manchen Kindern nichts. Ich nenne alle Kinder, die Grauensvolles erleben mussten und jetzt als Jugendliche, Erwachsene damit leben, „Kinder ohne Kindheit“. Vielleicht bist du ja auch eines dieser Kinder und wusstest es nur nicht.

Ich weiß, dass viele von euch kein leichtes Schicksal haben. Ich weiß, dass in diesem Raum Menschen sitzen, die nicht die Person sein konnten, die sie eigentlich sind. Sie durften nie ihre Kinderseele zeigen, und das merke ich tag täglich anhand von meinem Vater. Mein Vater versucht jeden Tag, ein bisschen mehr Kind zu sein, weil er, wie meine Mutter, keine Kindheit hatte. Er ist fröhlich, wenn er wieder eins ist, und manchmal brauche ich ihn nur anzusehen und er bringt mich einfach zum Schmunzeln, weil ich weiß, dass in ihm die Liebe nicht erloschen ist. Im Gegensatz zu meiner Mutter. Ich schaue sie einfach an, und meine eigene restliche Liebe in mir erlischt. Meine Mutter ist innerlich tot und für mich schon längst gestorben. Ich sehe blauen Flecken am Körper meiner Freundinnen und fühle mich schuldig, weil ich täglich *nur* mit ihren Worten geschlagen wurde. Ich und mein großer Cousin sind die einzigen aus meiner Familie, die noch nie geschlagen wurden, und dich fühle mich so schlecht dabei, denn die meisten von uns kennen mindestens eine Person, die zuhause verprügelt wird.

Wenn ich meiner Mutter von meinen Problemen erzählen will, sagt sie immer, dass es den anderen schlechter geht und ich nicht meckern soll. Ich weiß genau, dass sie sich selber damit auch meint. Aber das ist eines der dümsten Dinge, die man machen kann. Sich mit anderen zu vergleichen ist so dumm! So entsteht die Eifersucht. Man beginnt, neidisch zu werden auf jemanden, der in etwas besser ist als du. Doch es gibt Bereiche wo du besser bist. Wir haben doch alle unsere Schwächen und Stärken. Warum vergleichen die Lehrer uns ständig mit den Schülern, die nun mal in einem Fach besser sind als man selbst? Es nervt mich einfach so sehr. Es gibt gewisse Dinge, die man niemals so gut wie die anderen machen kann, ganz egal, wie sehr man sich anstrengt. Das ist normal und gehört dazu. Mich nervt nur, dass man verglichen wird und manche einem den Erfolg nicht gönnen.

Bitte denkt nicht, was ich nur für ein mieses Leben besitze oder vergleicht meins mit eurem. Das geht so nicht. Das hier ist kein Wettbewerb. Ich wollte einfach mal aussprechen, was ausgesprochen werden muss, ohne einen fiesen Kommentar zu erhalten. Ich möchte kein Mitleid. Nur Verständnis.

Schaut nicht auf den Weg der anderen, schaut auf euren eignen und legt keine Steine in den eurer Mitmenschen. Überall ist einer, der dich auf dem Boden sehen will, doch fast nirgendwo wird euch einer die Hand reichen und aufhelfen.

Diese Welt macht besonders dann keinen Spaß, wenn man wie ich sensibel ist, sich alles zu Herzen nimmt und ständig Angst hat. Angst. Überall und jederzeit. Angst ist auch ein großes und starkes Gefühl. Angst steuert unser Verhalten und ist in unserem Unterbewusstsein. Sie macht uns verrückt. Sorgt dafür, dass wir manchmal sehr seltsam handeln. Meistens,

wenn wir weinen, dann wegen Angst und Trauer. Die einen können damit gut umgehen, die anderen nicht. Durch meine Angststörung fällt mir dieses Leben unheimlich schwerer als den anderen. Zu viele Menschen machen mir und vielleicht euch Angst. Die Zuneigung von Menschen macht uns Angst. Diese Welt macht uns Angst. Die Zukunft macht uns Angst. Wir denken zu schnell und zu negativ und meistens stürzen wir uns in Sachen, die danach zu Problemen werden, die davor keine waren. Egal wie ich diese Ängste beschreiben will, es lässt sich niemals in Worte fassen, wie und was man fühlt. Jemand, der noch nie in der Depression gefangen war, kann niemals uns verstehen. Viele sagen: „Hör’ doch einfach auf, negativ zu denken“, aber so einfach ist es nicht. Es ist viel mehr als nur das.

Mein Vater sagt, meine Tränen wären umsonst. Aber soll ich euch etwas sagen? Sie sind Gold wert. Eure Tränen sind Gold wert. Denn genau diese salzigen Tropfen, die nach Enttäuschung schmecken, sind einzigartig und sind der Beweis dafür, wie wertvoll man ist. Jede einzelne von ihnen. Schaut euch um. Ihr seid nicht alleine. Der Raum ist gerade voll mit Menschen, die in ihrem Inneren einen tobenden Sturm haben. Ich weiß genau, dass in diesem Raum Menschen sitzen, die mit Tränen einschlafen.

Meine Eltern haben mich für ein Vierteljahr, auch an den Wochenenden und in den Ferien, zu einer Schule mit Übernachtung geschickt. Aber was sie nicht wussten war, dass die Lehrerinnen dort zu streng erziehen. Ich werde niemals meine erste Nacht in diesem Irrenhaus vergessen. Die jüngsten Mädchen haben geweint, weil sie ihre Eltern vermissten, weil sie nach Hause wollten. Und die Älteren haben versucht, irgendwie die weinenden Kinder zu beruhigen, damit die Lehrerinnen nicht reinplatzten und uns anschrien, dass wir leise sein sollten. Jeder wurde dort krank und trug eine Narbe davon. Ich verlor jedes Mal, wenn ich da war, meine Menschenrechte. Es sind nun sieben Jahre her, und ich habe die Mädchen nicht vergessen. Ihre Tränen und ihr Schluchzen haben sich in mein Herz eingebrannt. Ich denke besonders wenn ich allein bin an euch.

Außerdem war ich zwölf Jahre lang ein Mobbingopfer, und als ich zum ersten Mal jemandem das anvertraute, hat man mir nicht geglaubt. Mir wurde gesagt: „Du bist ein hübsches Mädchen. Mädchen, die hübsch sind, haben nichts Schlimmes erlebt.“

Ich habe selten so etwas Dämliches gehört. In dieser Schule verging kein Tag, an dem ich mir nicht meinen Tod wünschte. Ihr denkt, ich wäre krank, doch ich verspreche euch, dass manche so heimlich denken, es aber niemals laut sagen würden.

Wisst ihr, welches Gefühl sehr schlimm sein kann? Es ist die Hoffnung. Wenn man enttäuscht wurde, hört man ganz schnell auf zu hoffen, aber irgendwie macht man es doch.

Die Enttäuschung steht mir ins Gesicht geschrieben, denn nichts anderes ist meinen 18 Jahren passiert. Ich wollte alles mit Dir erleben, aber Du nicht mit mir, und das hast Du mir nicht gesagt. Hätte mir einer gesagt, Du wärst vergänglich, hätte ich niemals meine wertvolle Zeit mit dir verbracht. In dieser Zeit hätte ich Bäume ausreißen können, aber ich habe Dir meine Zeit geschenkt. Ich hätte sie meinem herzkranken Vater schenken sollen. Ich hätte mich mehr auf die Zukunft ohne Dich fokussieren sollen... Ich hab es leider erst jetzt verstanden. Du wolltest mich nie in deinem Leben haben. Konntest Du das nicht früher sagen? Denn ich wollte dich seit Anfang an haben.

Wenn Du mich jemals vergessen solltest, weiß ich, dass alles umsonst war. Denn Du könntest mir niemals egal werden. Niemals.

Ich habe Dir Texte mit tausenden von Wörtern geschrieben, damit Du Deinen eigenen Wert erkennst, habe mich aber vernachlässigt und in dem ganzen Spiel, in den ganzen Lügen, die Du mir aufgetischt hast, mich fast selbst verloren.

Du bist nun weg, allerdings such ich Dich, aber finde nichts, was Dir ähnlich sieht, denn Du bist einzigartig, und das weißt Du auch ... Ich hasse es, was die Zeit aus einem macht, früher haben wir fast jeden Tag zusammen gelacht. Irgendwann erinnerst Du Dich nicht mal mehr an meinen Namen und Deiner ist in meinem Herz eingebrannt.

Meine Haut brennt, als wäre ich verliebt, aber ich will nur Nähe. Und wenn ich schon dabei bin, warum verliebe ich mich fast in jeden Jungen, der aus Höflichkeit nett zu mir ist. Sehne ich mich so sehr nach Zuneigung?

Mama, ich habe Heimweh. Aber du bist nicht meine Heimat. Ich bin einsam. Ich bin nicht bei dir zuhause, denn Heimat ist da, wo das Herz ist, und es ist nicht bei dir. Es tut mir leid, Mama. Es ist bei ihm. Ich liebe einen fremden Jungen mehr als die Frau, die mich zur Welt gebracht hat. Ein Blick von ihm genügt und ich fühle mich daheim, und Mama, bei dir spüre ich nur Kälte. Ich habe Angst, dass mein Herz bei ihm aufhört zu schlagen. Sei ehrlich, du willst ein anderes Kind. Ich beschütze dich vor allem, aber nicht vor mir selbst, denn in mir ist viel zu viel Hass. Deine Worte sind wie Messerstiche, und seine lege ich alle einzeln auf eine Goldwaage, auch wenn es im Nachhinein alles nur Lügen waren und somit keins seiner Worte einen Wert besitzt.

Dieser junge hat meinem grauen Leben etwas Farbe geschenkt.

Die größte Narbe die ich besitze wurde mir zugefügt durch die unerwiderte Liebe. Ein langweiliger Grund, aber das war für mich viel schmerzvoller als meine zweite größte Narbe. Ich bin einmal fast gestorben, aber ihn zu verlieren, war für mich schlimmer. Ich wollte immer schon meinen Tod, doch als er so nah war, schrie alles in mir „Lebe!“ Aber ich bin schon in seinen Armen gestorben.

Ich bin ein Mädchen, das im Alter von 15 Jahren von einem Mann, der fast doppelt so alt war wie sie, gegen ihren Willen angefasst wurde. Ich wurde missbraucht.

Ich kann es gerade nicht glauben, dass ich dieses Geheimnis endlich gesagt habe. Mir wurde geraten, es nicht zu tun, aber ich musste das loswerden. Mir wurde geraten, es nicht zu tun, weil, wie gesagt, die Gesellschaft nichts von deinem Schmerz mitbekommen soll, obwohl wir alle leiden.

Mein Schmerz... Wie kann ich jemals in die Augen eines Jungens blicken, ohne an ihn zu denken? Sagt mir bitte, wie soll ich jemals vertrauen? Du hast das zerstört, was versucht hat sich aufzubauen. Ich konnte es niemandem sagen, denn sag mal bitte, dass du belästigt wurdest! Man würde dir dann vielleicht nicht glauben, und wenn man dir glauben würde, würde man sagen, dass alles deine Schuld war. Wenn du es per Zufall den falschen Menschen erzählst, würden sich sogar auslachen und als aufmerksamkeitsgeil abstempeln. Dabei willst du nur Verständnis, dass du gerade Zeit brauchst.

Bis heute gebe ich mir noch jeden Tag die Schuld für alle Ereignisse, die vorgefallen sind. Ich bilde mir ein, dass ich das Ganze sogar verdient hätte. Dabei habe ich alles richtig gemacht. Ich habe Stopp gesagt! Jedoch war ich dir körperlich unterlegen und nahm es so hin. Ich ekele mich dank dir vor mir selbst. Dank dir konnte ich meinen Vater eine Zeit lang nicht mehr umarmen. Weder ihn noch meine Freundinnen. Dank dir fange ich an zu zittern, wenn jemand neben mir sitzt. Wenn einer neben mir laut atmet, muss ich mich zusammenreißen, nicht den Raum zu verlassen, weil mir das schon zu viel Nähe ist.

Ich wurde leiser, aber musste trotzdem anwesend sein. Ich habe Angst, dich wiederzusehen, weil ich nicht weiß, ob du dann mit einem Messer vor mir stehst. Ich kann mich einfach nicht konzentrieren, egal wie sehr ich es will, manchmal schweife ich ab und bin an anderen Orten. Ich versuche bei meinen guten Erinnerungen zuhause zu sein... bei ihm. Bei dem Jungen mit dem schönsten Lächeln der Welt. Ein Ort, wo ich niemals sein werde.

Egal was du durchmachst, die Gesellschaft, sie erwartet von dir, dass deine Gefühle privat sind. Dass du sie nicht preisgibst.

Selbst der ehrlichste Mensch beantwortet die einfachste Frage „Wie geht es dir?“ mit einer Lüge.

Fragt eure Mitmenschen, wie es ihnen geht. Klar, sie werden euch anlügen. Aber vielleicht sagen sie euch irgendwann die Wahrheit. Haltet nur daran fest, aber eure Hände sollen nicht bluten.

In diesem Raum sind Menschen, die keine Eltern mehr haben, und mir tut es leid, dass ich so viel meckere, denn eigentlich sollte ich mich glücklich schätzen, überhaupt welche zu haben.

Ich weiß dass auch hier Eltern im Raum sind. Liebe Eltern, macht bitte die Augen auf. Und macht nicht die Fehler die meine Eltern gemacht haben. Habt ihr euch jemals gefragt, warum euer Kind euch ständig anlügt oder nie das sagt, was es bedrückt? Tut euch selbst einen Gefallen. Setzt eure Kinder nicht unter Druck. Vor allem vergleicht sie nicht mit anderen oder mit euch selbst. Okay, dann hattet ihr halt bessere Noten, habt es besser auf die Reihe bekommen, hattet nie so wirklich psychische Probleme – aber euer Kind nicht. Wann seid ihr mal von euch selbst aus zu euren Kindern gegangen, habt sie in den Arm genommen und gesagt: „Ich bin stolz auf dich“? Wenn ihr das noch nie gemacht habt, dann macht das. Irgendwann ist es zu spät dafür.

Ich glaube zum Erwachsenwerden gehört es auch dazu, auch ein Kind sein zu können, denn wenn wir mal alt und schrumpelig sind, werden wieder zu welchen.

Auch meine Zeit vergeht, und ich denke zu oft zurück. Immerhin weiß ich jetzt, warum ich die Menschen von früher vermisse. Sie haben mich *anders* glücklich gemacht. Meine Augen haben anders gestrahlt, und mein Lachen klang nicht wie das, welches ich jetzt besitze.

Ich muss euch vergessen, denn alles ist beendet, doch ich liebe wirklich und liebe euch in Gedanken weiter. Ich habe schon genug geweint, deshalb zähle ich die Tränen nicht mehr. Die Engel auf meiner Schulter kennen die genaue Anzahl. Habt Angst vor dem Tag, wo Gott euch fragen wird, warum meine Augen nass geworden sind. Warum ihr alle gegangen seid, als ich euch am meisten brauchte. Das geht an die Menschen, die versucht haben, mein Leben zu zerstören, mir meinen Tod wünschten und an den Mann, der mich fast umgebracht hat.

Wie viele Freunde kennst du, die für dich da sind? Denen du deine Geheimnisse laut sagen kannst? Ich schweige selbst bei meinen engsten Freunden, denn ich weiß nicht wem ich vertrauen kann. Wem kann man noch trauen? Und wer sagt die Wahrheit? Manche Menschen nehmen Informationen auf wie ein Schwamm und warten nur darauf, eine Gelegenheit zu finden um alles ausplaudern. Passt auf, was ihr sagt und wem ihr etwas sagt, denn fast jeder hat das Potenzial, einem in den Rücken zu stechen. Auch die Familie. Deshalb spreche ich es laut aus.

Bald werde ich die Maske wieder aufsetzen. Wer weiß, wie oft ich schon mein Lächeln vorgespielt habe, denn ich bin nicht mit mir selbst zufrieden. Ich möchte nicht in den Spiegel schauen, denn ich mag mich nicht, aber irgendwann möchte ich geradestehen vor mir selbst und stolz sein auf das, was ich sehe. Sich selbst nicht zu akzeptieren ist eine der schlimmsten Sachen. Mein Ziel, ist es nicht, jemanden glücklich zu machen oder die Beste zu sein, sondern mit mir zufrieden zu werden. Ich möchte mich selbst lieben und wertschätzen, bevor ich jemanden anderen liebe. Bevor mich jemand anderes liebt.

Ich verbiete mir das Glücklichein. Wer weiß, warum. Ich entferne mich von Menschen, auch von denen, die ich liebe. Eine meiner größten Ängste ist es, willenlos zu sein. Gefangen zu sein. Wehrlos. Das jemand mich kontrolliert und mir das verbietet, was ich so sehr liebe. Keiner soll unsere Freiheit rauben.

Mein weiteres Ziel ist es, niemals abhängig zu sein von jemandem. Ich möchte mir mein Glück selber aufbauen, da sowieso keiner mit mir meinen Weg gehen wird. Letztens hat mich ein Junge angefleht, mit ihm zusammenzukommen. Ich habe an ihm die Verzweiflung gespürt. Verzweiflung, denn er wollte nicht mehr alleine sein. Er hatte nicht mal Gefühle für mich, er wollte nur einfach nicht mehr alleine sein.

Die Sache ist die, selbst wenn du einen festen Partner hast, bist du immer noch alleine. Du bist alleine auf diese Welt gekommen und wirst sie auch so verlassen. Der Sinn des Lebens ist *Leben*. Ganz einfach. Finde für dich einen Grund, wozu es sich lohnt zu leben, aber das geht auch ohne von jemandem abhängig zu sein. Ihr sollt eure Gefühlslage bestimmen. Nicht jemand anderes.

Es gibt unfassbar viele Momente, die dieses Leben so schön machen. Zum Beispiel der eigene Geburtstag, die Zeit, die man bei guten Freunden verbringt, mit ihnen lacht und weint. Im Auto zu sitzen und das Radio spielt ein Lied, welches in einem Erinnerungen weckt. Man fühlt das Lied und singt laut dazu mit, obwohl man gar kein Ton trifft. Ich persönlich liebe es, nachts mit jemanden an meiner Seite lange zu reden, Erfahrungen auszutauschen, den Himmel dabei anzuschauen und mit dem jemanden Sonnenblumenkerne zu essen. Uns machen sogar kleine Dinge glücklich.

Du wirst dich wieder verlieben, und wenn du deinen Kopf hebst, um nach ihr zu sehen, merkst du, dass sie dich schon die ganze Zeit anschaut. Wie schön ist es, sich in den Augen vom anderen zu verlieren!

Du wirst den Moment, in dem du auf die Knie gehst, um ihr einen Heiratsantrag zu machen, niemals vergessen. Du wirst den Moment, in dem du den Ring von ihm bekommst, niemals vergessen. Deine Hochzeit wird wundervoll sein, und wenn du dann dein erstes Kind im Arm hältst, wirst du vor Freude weinen. Für dich ist dein Geburtstag vielleicht ein ganz normaler Tag. Doch du wirst die Geburtstage deiner Kinder immer feiern wollen. Du wirst dir deine eigene Familie aufbauen und mit ihr alles erleben. Stell dir vor, du bringst deinen Kindern das Fahrradfahren bei, und irgendwann machst du mit ihnen und deiner Frau oder deinem Mann eine Fahrradtour. Das alles mag vielleicht sehr kitschig klingen, aber gib' zu, das hört sich doch nach einer glücklichen Zukunft an.

Den größten Ratschlag, den ich euch geben kann, bevor meine Reise endet, ist es euch zu sagen: Sei dein eigener bester Freund! Denn niemand kann dir so viel Gutes tun, wie du dir selbst. Es wird Tage geben, an denen es bei dir regnen wird, auch in deiner Heimat, und versuch dann, die Sonne zu sein. Jedenfalls, ihr könnt das. Doch leider wird es bei manchen für immer regnen. Und das sind die Kinder in Kriegsgebieten.

Der Text ist in den nächsten paar Sätzen beendet, meine Reise geht weiter. Ich nehme meine Maske, setze sie mir auf und so tue so, als ginge es mir gut. Ich ziehe wie ihr weiter. Passt bitte auf euch auf. Ihr habt es verdient, glücklich zu werden. Jeder Einzelne von euch. Ich danke jedem Einzelnen fürs Zuhören.

DIE SCHULD

Ich saß auf der Pritsche in meiner Zelle und wartete. Zu meiner Rechten hörte ich das Knurren und Jaulen der hungrigen Löwen, über mir vernahm ich das Schwatzen, Lachen und Stampfen von Hunderten von Menschen, die sich auf ihre Plätze begaben, und zu meiner Linken hätte ich dem Betteln und Flehen der Neulinge, die heute zum ersten und höchstwahrscheinlich letzten Mal an den *ludi gladiatorii* teilnehmen „durften“, zuhören können. Früher hätte das Mitleid in mir erregt; jetzt nur noch Abscheu.

Ich streckte meinen Kopf durch die Gitterstäbe und fuhr einen Neuling, der besonders schlimm jammerte, an: „Kannst du nicht dein Maul halten? Dein Geheule hält man ja im Kopf nicht aus!“

Als der Neuling mich erkannte, wurde sein Gesicht ganz bleich, und er hörte sofort auf, zu jammern. Zufrieden zwängte ich meinen Kopf wieder durch die Gitterstäbe und ließ mich auf meine Pritsche fallen. Danach versuchte ich, alle Geräusche auszublenden und mich nur noch auf mich zu konzentrieren. Auf das, was mich erwarten würde.

Ich konnte schon wieder die schmerzenden Stellen spüren, an denen die Riemen meiner Rüstung in mein Fleisch schneiden würden. Ich konnte schon jetzt fühlen, wie meine Arme unter der Wucht jedes Schlages, den ich abwehren würde, erzittern würden. Ich konnte wieder das Blut der Gladiatoren riechen, die scharenweise abgeschlachtet werden würden. Ich sah vor meinem geistigen Auge wieder die angsterfüllten Gesichter meiner Gegner, wenn ihnen im letzten Moment aufging, dass sie jetzt sterben würden.

Das Klicken der Tür zu unserem Gang ließ mich aus meiner Trance aufwachen. Unser Gefängniswärter, ein kleiner, untersetzter und hässlicher Mann, der sich nur traute, uns zu befehlen, weil er die Peitsche in der Hand hatte und nicht wir, betrat den Gang.

„Na, meine mutigen Krieger, habt ihr auch schön geschlafen oder hat die Angst euch Hossenscheißer wach gehalten?“, polterte er und ließ dann sein widerwärtiges, gurgelndes Lachen hören. „Wie ich hörte, habt ihr sogar so laut gewimmert, dass ihr Madame Xora aus deren heiligem Schlaf geweckt habt.“

Wirkungslos prallte die Stichelei an mir ab. Ja ja, mein Schlaf und heilig!

Als er merkte, dass niemand lachte, blickte der Wärter, obwohl man denken könnte, dass das unmöglich sei, noch misstrauischer drein, kam dann aber zur Sache und erklärte jedem, wann er wofür eingesetzt werden würde. Ich schaltete ab und hörte nicht mehr zu. Ich wurde immer für das Gleiche eingesetzt: für den *conkursus*, das Brutalste und Blutigste, was es gab.

Im Gänsemarsch mussten wir dann unserem Gefängniswärter folgen. Er führte uns zur Waffenkammer, wo wir uns unter den strengen Blicken der Wachen „in Schale warfen“. Danach ging es einen leicht ansteigenden Gang entlang zum Warteraum, in dem wir dann darauf warteten, bis unsere Zeit kam.

Ungefähr zweieinhalb Stunden später, als erste Riesenattraktion nach der Mittagspause, kam ich an die Reihe. Beim Betreten der Arena beobachtete ich die anderen, meine Leidensgenossen, Widersacher und Opfer in einem. Es waren fast ausschließlich erfahrene Gladiatoren, die mit unerbittlicher Miene auf den Kampfplatz schritten. Ob Schweine auch so tapfer zur Schlachtbank marschierten? Aber was waren wir anderes für sie als Vieh? Angeekelt betrachtete ich die Menge aus blutlüsternen Menschen, die sich auf ihren Sitzen in den Rängen der Arena fläzte. Sie alle wollten uns leiden sehen. Sie wollten Blut und Schmerzensschreie, sie wollten mein Leid spüren und sich daran weiden. Aber bloß nicht ihre bequeme Loge verlassen! Sie trachteten nach Abwechslung und Grausamkeit ohne Schuld, Mühe und Schmerzen. Ich hasste sie. Oh, wie ich sie hasste!

Ich ließ zu, wie meine Gedanken abschweiften und ich immer weiter in meine Litanei des Hasses driftete. Ich ließ es alles zu, denn diese Gedanken gaben mir Kraft und Zuflucht. Außerdem würde ich in den nächsten drei Stunden pausenlos kämpfen. Dabei hatte man keine Zeit für Gedanken. Da war Denken lebensgefährlich.

Ich spürte die Blicke der Menge auf mir. Ha! Verständlich, für sie und ihr sexistisches Volk. Ich war die erfolgreichste weibliche Gladiatorin, von eigentlich jedem gehasst. Da früher oder später jeder beliebte Gladiator mich angriff, um seinen Ruhm zu mehren. Tot waren sie alle. Natürlich passte es diesem Volk nicht, hier galt es ja als ehrenvoll, wenn sich eine vergewaltigte Frau selbst umbrachte. Tsss, ich glaub's auch ...

Als ich also in Gedanken versunken meinen Blick über die Menge gleiten ließ, fiel mir eine Person auf. Es war eine Frau. Sie lehnte an einer Statue, die in der Nähe der Kaiserloge stand. Blitzartig wurde mir klar, wer das war. Es war eine Göttin meines alten Volkes, das gänzlich ausgelöscht worden war. Ich hatte ihren Namen vergessen über die Jahre. Dafür schämte ich mich. Aber ich wusste noch, wofür sie zuständig war. Sie war die Göttin der Vergeltung und des Gemetzels. Ein Lächeln breitete sich auf meinem Gesicht aus. Heute war er da, der ersehnte Tag, der Tag der Abrechnung, der Erlösung, der Tag des letzten Gefechtes! Ich fokussierte mich rechtzeitig wieder, als der Imperator seine Rede mit den Worten abschloss: „Mögen die Spiele weitergehen!“ Ha! Spiele! Wenn das hier eine Sache nicht war, dann ein Spiel.

Dann: Stille. Kalte, tröstliche, abweisende, kompromisslose Stille in meinem Kopf. Kein Gedanke mehr. Jetzt übernahmen mein Körper und meine ureigenen Instinkte wieder die Führung. Ich sah zu, wie einer der Gladiatoren bedächtig auf einen anderen zulief, dabei gab er sich nur für einen Sekundenbruchteil eine minimale Blöße. Sofort steckte ein Pfeil in seinem Fleisch und der Krieger sank schreiend zu Boden. Weitere Pfeile spickten ihn.

Während die Menge wie gebannt auf den im Todeskampf zuckenden Gladiator starrte, wand ich mich um und suchte nach dem Schützen. Auch er hatte sein Interesse am sterbenden Krieger verloren und suchte nach seinem nächsten Opfer. Unsere Blicke kreuzten sich. Ich lächelte – mehr Zähnefletschen als Grinsen. Er nicht. Er hatte mich erkannt. Als er seinen nächsten Pfeil einlegte, zitterten seine Arme und er verriss den Schuss, so dass der Pfeil harmlos an mir vorbei flog. Dann war ich auch schon über ihm und rammte ihm meine Messer in den Bauch, immer wieder. Er hustete und kotzte Blut. Dann, als er meiner Meinung nach genug gelitten hatte, durchtrennte ich ihm mit einem kurzen Zucken meiner Klinge die Kehle.

Die Menge tobte und schrie, aber ich blendete sie aus und drehte mich wieder dem Kampfgeschehen zu. Die restlichen Gladiatoren waren in ein hoffnungsloses Handgemenge verwickelt. Also lehnte ich mich an die Mauer der Arena und verschnaufte. Verzweifelt versuchte ich, jegliche Gedanken aus meinem Kopf zu verbannen, denn wenn man erst mal anfang, über das nachzudenken, was man hier tat, dann ...

Als klar war, dass ich meinen Krieg gegen meine Gedanken gleich verlieren würde, stürzte ich auf den nächstbesten Gladiatoren zu, der gerade als Teil der zweiten Kämpferwelle das blutgetränkte Schlachtfeld betrat. Während ich auch diesen Krieger fertigmachte, bemerkte ich, dass die Arena um mich immer voller wurde, immer wieder erschienen neue Kämpfer und jetzt auch Tiere auf ihrer Schlachtbank.

Als ich mich blutbesudelt wieder dem Kampf zuwandte, entdeckte ich einen Jungen, bestimmt nicht mal 15, der verängstigt versuchte, sich aus allen Kämpfen herauszuhalten. Plötzlich wurde mir eins klar, dieser Junge durfte nicht sterben. Durch dichtestes Kampfgemümel schnitt ich mich, um zu ihm zu gelangen, und stach, hackte schlug und trat dann nach allem, was sich ihm auch nur irgendwie näherte.

Auf einmal spürte ich ein Stechen unterhalb des linken Schulterblattes. Ich wirbelte herum. Der Junge hatte mir seinen Dolch in den Rücken gerammt.

Ich schrie meinen Schmerz in die Welt hinaus – nicht den Schmerz der Verwundung, ihn hatte ich schon oft erlitten, ihn kannte ich, ihn konnte ich verkraften. Nein, es war etwas Schlimmeres, Tieferes, es war der Schmerz einer Wunde, die man für verheilt gehalten hatte, die unvermittelt wieder aufriss.

Es war der Schmerz des Verrats, ich fühlte mich wieder wie ein 12-jähriges Mädchen, das soeben von ihren eigenen Eltern im Tausch gegen ihre Freiheit an die Legionen verkauft worden war. Zweimal hatte ich es mir erlaubt, Vertrauen zu fassen. Ha! Wie naiv ich doch war!

Das Jubeln der Menge über meine Schmerzen riss mich wieder in diese Welt zurück. Ich sprang auf den Jungen zu und attackierte ihn, im Flug steckte ich meine Waffen weg. Ich wollte ihn leiden sehen, ich würde ihn ohne Waffen töten.

Ich packte ihn und drehte ihm seinen Arm auf den Rücken, ich drehte immer weiter, und der Junge schrie, bis es schließlich klackte und sein Arm ausgekugelt war. Ich riss dem Jungen den Helm vom Kopf und schleuderte ihn weg, dann packte ich ihn an den Haaren und rammte ihm mein Knie in den Rücken. Mit Tränen in den Augen griff ich um sein Genick und rammte sein Gesicht in den Boden, riss es wieder hoch und ließ es wieder runterknallen. Wieder und wieder. Ich schlug und trat nach ihm und brach ihm einen Knochen nach dem anderen. Aber nach einer Minute war die Tortur schließlich zu Ende und ich ließ den Jungen sterbend im Dreck liegen. Schockiert von mir selbst, wand ich mich um, zückte meine Waffen und suchte meinen Trost in noch mehr Gemetzel.

Nach mehreren, ewig langen Stunden Blutbad erschien plötzlich ein Drache auf dem Arenafeld. Ich wusste, dass der Imperator drei solcher Geschöpfe für Arenazwecke hielt, und hatte sogar gegen seinen vierten Drachen, der jetzt tot war, gekämpft, aber der war kein Vergleich zu der Bestie, der ich jetzt gegenüberstand. Dieses Tier maß von Kopf bis Schwanz bestimmt 150 Schritte, und seine Flügelspannweite musste fast ebenso viel betragen.

Entgeistert sah ich zu, wie der Drache einen Gladiator, der jämmerlich schrie, mit seiner Vorderpfote packte und ihn zu seinem Maul hob, mit dem er ihm dann den Kopf abriss. Der Drache hatte aber anscheinend gar keine Lust auf den Kopf und spuckte ihn wieder aus, mitten unter die kreischenden Zuschauer.

Zu spät wurde mir klar, dass ich das nächste Opfer des Drachens sein würde. Aber nicht umsonst sollte ich zu einem Volk der Drachentöter gehört haben. Ich stürmte, wie ich es gelernt hatte, auf den Drachen zu, dieser fixierte mich nur, legte den Kopf schräg und guckte mir in die Augen. Ich war total irritiert und blieb dann einen Moment stehen, besann mich dann aber wieder und ging auf den Drachen los. Ich sprang, wirbelte, hackte und stach zu, duckte mich, rollte mich zur Seite, stach wieder zu, trat und schlug, aber ich konnte seine Panzerschuppen nicht durchdringen.

Dann ging das Geschöpf zum Gegenangriff über. Es trat mit seinem Fuß nach mir, und ich segelte durch die Luft. Hart schlug ich auf, und der Aufprall presste alle Luft aus meinen Lungen. Schmerzen durchfuhren mich. Wie gerne wäre ich einfach liegen geblieben, alle Viere von mir gestreckt, auf dem Rücken. Aber ich wollte nicht sterben, zumindest nicht so.

Ich hievte mich wieder auf die Beine und hob den Schild eines toten Gladiators auf. Dann kauerte ich mich hinter den Schild und löste meine Rüstung. Ein Tod durch einen Drachen war ehrenhaft, aber man musste nicht beiden daran beteiligten Parteien zusätzliche Unannehmlichkeiten bereiten, indem man den Drachen dazu zwang, besonders viel zu kauen. Dann zog ich meinen Helm ab und schleuderte ihn weg. Zu guter Letzt säuberte ich noch meine Klingen an der Kleidung eines Verstorbenen. Dann steckte ich meine Waffen in meinen Gürtel. Erhobenen Hauptes und mit allem Stolz, der mir geblieben war, schritt ich auf den Drachen zu und kniete mich vor ihn und neigte mein Haupt in Erwartung des Todes.

Doch der Tod kam nicht. Stattdessen sah ich ein Bild vor meinem inneren Auge: Ich auf dem Drachen sitzend, in die Freiheit fliegend. Ich öffnete meine Augen wieder und blickte hoch zum Drachen. Er sah mich an, fast einladend. Ich erhob mich und zog mich auf den Rücken des Drachens.

An die nächste halbe Stunde kann ich mich nicht mehr genau erinnern. Ich weiß nur noch, dass der Drache und ich in einem unglaublichen Bluttausch alle Besucher der Spiele abschlachteten.

Dann, als ich auf dem Drachen, meinem neuen Freund, in Richtung Sonnenuntergang flog, begann mein Hirn wieder zu arbeiten.

Was hatte ich gerade getan? Hatte ich wirklich so viele Leben beendet? Klar, diese Personen hätten nicht zu den Spielen kommen müssen, aber waren sie nicht auch Opfer des Systems, so wie ich? Wäre ich, wenn ich einer von ihnen gewesen wäre, nicht auch dorthin gegangen?

Ich dachte an die kleinen Kinder, die ich getötet hatte, sie konnten nichts dafür, schließlich hatten sie ihre Eltern mitgebracht! Hatte ich nicht auf die blutlusterne Menge geschimpft und mich für besser gehalten? Warum hatte ich aus Unzufriedenheit mit dem System nicht das System zerstört, sondern nur die, die ihm unterworfen waren? Hatte ich nicht auf ihre Willkür geschimpft und dann einen ebensolchen gewaltigen Willkürakt vollzogen? Wer war ich, über andere zu urteilen aber nicht über mich selbst? Wie konnte ich nur mit diesem Bewusstsein noch leben?

Sie hatten Blut und Leid gewollt, ich auch. Sie hatten keine Mühe gewollt und keinen Schmerz, ich habe es beides für sie erlitten. Sie wollten nicht schuld sein, aber ich hatte sie für schuldig befunden und das Urteil vollzogen! Als Richter richtete ich über sie und verurteilte sie, als Richter würde ich über mich richten und mich verurteilen!

Mein Urteil war kompromisslos und gerecht, schuldig und als Strafe Tod. Ich wollte mich schon von dem Rücken meines Freundes stürzen, als mir einfiel, dass ich Verräter gehasst hatte, aber wurde ich nicht selbst zu einem, wenn ich meinen einzigen Freund ohne Ersatz für mich zurücklies? Es gab noch eine zweite Schuld zu begleichen.

Sanft lenkte ich den Drachen nach Norden, denn dort lag eine Insel, auf der immer noch nur Drachen lebten. Wenn es Ersatz für mich gab, dann hier. Zwei Tage und Nächte flogen wir gen Norden und erreichten schließlich die Insel.

Ich spürte das Einverständnis des Drachens mit dem, was jetzt kommen würde, und dann ließ ich mich fallen. Da ich aber nicht auf der Erde sterben wollte, wie es jedem guten Menschen nach meinem Glauben zustand, zog ich im Fall mein Messer und stach es mir in die Brust...

DAS RÖSLEIN

Das ganze Land war von einer weißen Schneeschicht überzogen. Überall, wo man hinsah, glitzerte und funkelte es, als die Sonne durch die dicken Wolken schien. Viele Menschen waren auf den Straßen und genossen die Schneepacht. Es war Anfang März, und obwohl es in jeder Zeitung der Stadt geschrieben worden war, glaubte niemand daran, dass zu Anfang des Frühlingsbeginns in wenigen Tagen schon milde Temperaturen herrschen sollten. Vor allem nicht mit den Schneemassen, die sich vor ihren Augen über das Land erstreckten. Auch hinter den Toren des Schlossparks bezweifelte man dies, und so waren noch alle Rosen unter Jutetüchern versteckt.

Doch der März schritt voran, und der Frühling begann offiziell, da verschwanden alle Wolken vom Himmel und die sanfte Frühjahrs Sonne ließ all den Schnee schmelzen. Zwar lief jedermann noch mit dicken Mänteln umher, doch zeigten sich zu dieser Zeit schon die ersten Schneeglöckchen und Krokusse. Sobald kurze Zeit später dann auch schon die Forsythien blühten, wurde den Rosen im Schlosspark hastig ihre Jutebedeckung abgenommen. Nun da der Schnee lediglich noch in den letzten kalten Ecken der Wälder zu finden war, erstrahlte das Land in den ersten Farben des Jahres. In dem klaren Weiß der Schneeglöckchen, in dem satten Lila der Krokusse und in dem heiteren Gelb der Forsythien.

Den ganzen April über mischten sich neue Farben dazu, während Tag für Tag die Sonne immer mehr Wärme abgab. Pünktlich zu Ostern blühten die Narzissen, und zu ihren gelb-orangen Blüten mischte sich nicht lange danach das kräftige Rot der Tulpen hinzu. So ging der Frühling in seiner vollen Pracht auf, und jeder erwartete das Erblühen der Rosen.

Doch während sich Anfang Mai die Rosen schon auf den Sommer vorbereiteten und manche von ihnen schon Knospen bildeten, um am Ende des Monats blühen zu können, war eine Rose gar nicht erfreut, dass sich der Sommer näherte. Diese eine Rose wollte nicht, so wie die anderen, so schnell es ging ihre Blüte zeigen. Keine andere würde je auf diesen Gedanken kommen. Wie auch viele andere Menschen, liebten sie den Sommer und wollten Teil dieser, in ihren Augen, schönsten Monate des Jahres sein. Unser Röschen jedoch war vom Herbst begeistert. In seinen Augen gab es nichts Schöneres als das Verfärben des satten, grünen Blätterwerks in die verschiedensten Farbtöne. Es wollte nicht ein Teil des Sommers, sondern ein Teil des Herbstes sein. So wie all die Jahre zuvor, versuchte es dieses Jahr wieder, so spät wie möglich zu blühen, um noch den Herbst mit seinen Farben beglücken zu können.

Angezogen vom Duft des in freundlichem Lila blühenden Flieders, statteten die ersten Besucher dem Schlossgarten im Mai einen Besuch ab. Erfreut liefen sie an Beeten voller Stiefmütterchen und Petunien in allen erdenklichen Farben vorbei. Sie setzten sich auf die Wiese, auf welcher unzählige Gänse- und Butterblümchen sprossen und inspizierten den herrlich gefärbten Mohn, der kreuz und quer über das Gelände gesät worden war. Zuletzt wollten sie jedoch alle die Rosen vor dem Schloss begutachten.

Ende Mai war es endlich soweit, und die ersten Rosen präsentierten stolz ihre Blüten. Sie erstrahlten in kräftigem Rot, sanftem Rosa und edlem Weiß. Die Menschen waren begeistert, und viele besuchten nun fast jeden Tag den Park, um keine einzige neue Rosenblüte zu verpassen.

Während alle Rosen Mitte Juni, gemeinsam mit dem Lavendel, nun schon blühten, bildete unser kleines Röslein erst Knospen. Ihm war egal, dass kein Mensch es begutachtete oder ihm Komplimente machte. Dieses Jahr wollte es sein Ziel endlich erreichen. Es wollte dem Herbst noch seine Blüte zeigen können.

Den Monat über trafen tagtäglich mehr und mehr Besucher in dem Schlosspark ein. Die ersten von ihnen betraten den Park früh morgens, die letzten verließen ihn zu später Stunde,

als die Dämmerung das ganze Land in zartes rosa Licht tauchte. An einem dieser Abende, es wurden gerade die hohen Tore des Schlossparks verriegelt, da sahen die Rosen durch das sachte Licht besonders lebendig aus. Unser Röschen betrachtete derzeitig die aufgehenden Sterne, da bemerkte es eine kleine, graue Taube, die hoch in den Baumwipfeln saß und es beobachtete. Als sich ihre Blicke trafen, dauerte es nicht lange und das Täubchen stieß sich von dem Ast, auf welchem es bequem gesessen hatte, und flog geschwind zu ihm hinüber. Als es auf der kleinen Steinmauer neben dem Rosenbeet gelandet war, gurrte es kurz und zufrieden.

„Tut mir aufrichtig leid, ich wollte Sie gewiss nicht erschrecken wertcs Röslein. Nein, nein das wollte ich nicht“, entschuldigte sich das Täubchen, als es bemerkte, wie das Röslein zusammenzuckte.

„Oh nein, erschreckt haben Sie mich bestimmt nicht“, antwortete es. „Rosen reagieren nur äußerst empfindlich auf Wind. Ihr Flügelschlag hat mich da den Halt verlieren lassen. Sie müssen wissen, dass ich ein sehr mutiges Röslein bin.“

„Sehr mutig und sehr bizarr, wenn ich das so sagen darf. Ja, ja“, erwiderte das Täubchen.

Unser Röslein schaute empört auf, doch das Täubchen fuhr fort: „Sie fielen mir sofort ins Auge, als ich vor Tagen den Schlosspark betrat. Ja, ins Auge. Der Sommer steht vor der Tür, und es wird warm werden. Ja, noch wärmer als jetzt. Frauen, Männer und Kinder werden kommen, um die schönsten Monate des Jahres zu genießen und auch manche Tiere, ja gewiss. Sie kommen, um all die Blumen zu betrachten, doch schließlich will jedermann zu den Rosen. Ja, zu den Rosen. Wenn man ihre Blüten begutachten kann, wird der Sommer, die Krönung des Jahres, beginnen. Natürlich blühen sie jetzt schon alle, ja. Alle, bis auf eine. Sie blühen nicht wertcs Röslein. Sehr bizarr, ja, ja. Sehr mutig und sehr bizarr.“

Noch immer schaute unser Röslein empört drein, und das Täubchen gurrte erneut zufrieden. Es erwartete eine Antwort, und so antwortete das Röslein: „Nicht bizarr nenne ich das, sondern bestrebt. Ich möchte meine Blüte noch nicht zeigen, und so zeige ich meine Blüte auch noch nicht.“

Das Gurren des Täubchens verstummte bei dieser Antwort, und es schaute verdutzt auf. Dies hatte es nicht erwartet. „Letztendlich müssen Sie doch blühen. Sie sind eine Rose, eine Blume. Blumen blühen nun mal. Ja, ja sie blühen“, erwiderte es.

„Da haben Sie recht“, antwortete das Röslein. „Ich aber möchte erst spät im Sommer blühen, um noch am Herbst teilhaben zu können.“

„Rosen blühen aber nur im Sommer. Das war immer so, und wird auch immer so bleiben. Oh, ja. Es tut mir sehr leid, wenn ich Sie enttäuschen muss. Ja, ja sehr leid“, entgegnete das Täubchen.

„Dann werde ich wohl die erste Rose sein, die nicht nur im Sommer blühen wird. Sie können ja zur rechten Zeit unseren Schlosspark besuchen und sich dessen vergewissern“, erklärte es.

Das Täubchen gurrte kurz und aufgeregt. Es bereitete sich sichtlich darauf vor, seinen Einwand zu äußern, da hörte man von weit her eine Nachtigall singen. Die Sterne leuchteten schon silbrig am finstern Himmel auf, und das Mondlicht überflutete die Landschaft. Es war still bis auf das Tönen der Nachtigall.

„Es ist schon spät. Ja, sehr spät. Ich werde auch schon ganz müde. Oh, ja, schon ganz müde. Es war schön, mit Ihnen zu plaudern, wertc Rose. Nun muss ich mich verabschieden. Ja, ja ein langer Weg liegt noch vor mir“, sagte das Täubchen plötzlich. „Doch merken Sie sich eins, wertcs Röslein, oh, ja. Den Lauf der Zeit kann man nicht aufhalten. Nein, das kann man gewiss nicht.“

Mit diesen Worten verabschiedete es sich, gurrte noch einmal schnell und freundlich und verschwand daraufhin in der Dunkelheit.

Der Holunder blühte, und so begann auch schließlich der Sommer. Unser Röslein machte sich schon nichts mehr aus seiner Begegnung mit dem Täubchen, und so verfolgte es sein Ziel

fleißig weiter. Anfang Juli blühte es nun auch endlich, und es strömten schließlich in zunehmendem Maße Menschen an den Rosenbeeten vorbei, um diese zu bewundern. Der Duft der Linden breitete sich jetzt im Schlosspark aus, und es dauerte nicht lange, da wechselte sich dieser mit dem des Zitronenstrauchs ab, bis letztendlich auch die Wunderblumen blühten.

So zog der Juli vorüber, und unser Röschen wurde täglich aufgeregter. Es konnte immerzu nur an den Herbst denken und daran, wie es es dieses Jahr endlich schaffen würde, noch zu blühen, nachdem dieser beginnen würde.

Diesjährig war der August der heißeste Monat des Jahres. Die Temperaturen erreichten eine unvorstellbare Höhe, sodass jedermann, der konnte, das Haus nicht verließ. Dementsprechend leer war der Schlosspark. Nur die wenigsten besuchten ihn noch, um im Kräutergarten des Parks Basilikum, Thymian oder Rosmarin für Mittag- und Abendessen zu pflücken. Bei diesen Temperaturen waren sie alle froh, dass der Herbst dieses Jahr früh beginnen sollte. Die Rosen wurden nur noch wenig beachtet. Die meisten von ihnen verloren Mitte August schon ihre Blüten und verwelkten daraufhin rasch. Einzig und allein unser Röslein blühte noch.

Die Temperaturen fielen wieder und die Hitze ließ nach, da besuchten doch noch einmal mehr Menschen den Schlosspark, um den letzten Hauch von Sommer zu genießen. Sie alle kamen an dem Rosenbeet vorbei und betrachteten voller Freude die letzte Rose, die noch blühte. Unser Röschen bekam all dies jedoch gar nicht mit. Es spürte, dass seine Blüten bald verwelken würden, doch wusste es, es müsse nur noch wenige Tage durchhalten, um den Herbst mit seinen Blüten willkommen heißen zu können.

Die Nächte wurden Anfang September langsam wieder kälter, doch fiel noch kein einziges Blatt der hohen Bäume in der weiten Gegend von seinem Ast. Es dauerte hingegen nicht lange, da verlor unser Röslein schon seine ersten Blütenblätter, und noch bevor sich das erste Blatt der kräftigen Bäume im Schlosspark verfärbte, lagen sie alle auf dem Mäuerchen unter ihm, und unser Röschen war verwelkt. Es war fassungslos vor Trauer. Es jammerte und weinte nur noch und bemerkte dabei gar nicht, wie der Herbst dieses Jahr schon sehr früh, im September begann.

Nach Tagen voller Kummer wurde es durch ein fallendes Blatt aus seiner Trance gerissen. Es schaute auf, und alle erdenklichen Farben des Herbstes strahlten ihm entgegen. Jedes Blatt im Schlosspark hatte sich nun verfärbt. Manches rot, manches gelb und manches orange. Die wenigsten waren bereits braun, keines mehr grün. Es war das erste Mal seit langem, dass das Röslein den Herbst so prächtig in Augenschein genommen hatte. Daraufhin dachte es nach, und es wurde ihm bewusst, dass es die letzten Jahre den Herbst über nur getrauert und nicht mehr auf seine liebste Jahreszeit geachtet hatte.

Während es sich so weiter damit beschäftigte, merkte es auch, dass ihm kaum Erinnerungen an den Sommer geblieben waren. Besessen auf sein Ziel, hatte es nichts anderes mehr wahrgenommen, außer seiner eigenen Situation. Plötzlich fielen ihm wieder die Worte des Täubchens ein, welches es vor Monaten getroffen hatte. Den Lauf der Zeit kann man nicht aufhalten, hatte es gesagt. Den Lauf der Zeit kann man nicht aufhalten, grübelte das Röslein. Es konnte nicht im Herbst blühen. Es sollte ein Teil des Sommers sein – so musste es sein. Daran konnte es nichts ändern, egal wie sehr es sich auch anstrengte. Jedoch hielt es niemand davon ab, den Herbst wertzuschätzen und zu genießen. Höchstens es selbst. Es war nun an der Zeit, sich an dem zu erfreuen, was man hatte. Solange man es noch hatte.

Der erste Herbst, der dem Röslein nun wieder Freude bereitete, ging langsam zu Ende. Die Straßen waren jede Woche von Kindern gefüllt, welche im bunten Laub der Bäume spielten. Sonntags spazierten Männer und Frauen, Großeltern und Eltern mit ihren Sprösslingen durch den Schlosspark, genossen noch die milden Temperaturen und die letzten sanften Sonnenstrahlen. Manche von ihnen spazierten an den Rosenbeeten vorbei, lobten die Röschen darin für ihre schönen Blüten der letzten Monate und verabschiedeten sich zuletzt noch bis aufs nächste Jahr. Sobald in der Zeitung stand, dass die Temperaturen nun rasch sinken würden, wurde allen Rosen wieder eilig ihre Jutebedeckung übergezogen.

Der Winter entsprang schließlich aus dem Herbst, waltete für einige Wochen, doch verblasste schließlich schon Mitte Februar.

Kurz darauf zeigten sich die ersten Blümchen des neuen Jahres. Nachdem den Rosen ihre Bedeckung wieder abgenommen wurde, konnte unser Röslein an nichts anderes mehr denken, als so schnell wie möglich zu blühen und die Zeit, die vor ihm lag, zu genießen.

Der Frühling endete, und die Rosen standen in voller Blüte. Allen voran unser Röslein. Unter ihnen allen hatte es die prachtvollsten Blüten und erhielt die herrlichsten Komplimente, sodass es vor Freude fast platzte.

Eines Abends, als die Dämmerung schon in vollem Gange war, das rosa Licht sachte auf die Rosen fiel und diese besonders lebendig aussahen, da dachte unser Röslein erneut an seine Begegnung mit dem Täubchen aus zurückliegenden Zeiten. Den Lauf der Zeit kann man nicht aufhalten, aber man kann das Beste aus ihm machen.

PINKE WÄNDE

In England, in einem abgelegenen Wald nahe Londons, lag ein altes Schloss, welches unter Anwohnern des nächsten Dorfs als ‚das Loch‘ bekannt war. Andere, die das Schloss kannten, nannten es aber bei seinem offiziellen Namen: *Miss Tennant's Academy für angehende Ladys*. Es war eine der höchstangesehenen Privatschulen in England, und die Töchter von allem, was Rang und Namen hatte, bewarben sich auf einen Platz.

Das Gebäude selbst war ein beeindruckender Komplex, welcher aus rötlich-braunen Ziegeln erbaut und mit drei Türmen bestückt war. Unter den Schülern der dörflichen Schule war das Innenleben des Internats ein komplettes Mysterium. Das einzige, was dieses Mysterium von der Realität trennte, war eine ältere, künstlerisch gestaltete Ebenholztür.

Als sich eben jene alte, knarrende Ebenholztür öffnete, schien es, als würde der Wind von draußen etwas komplett Neues in die gewohnte Umgebung bringen. Als würde jemand in dein Haus einbrechen und eine einzelne Wand neon-pink streichen.

Das Mädchen, das durch diese Tür kam, sollte noch viele metaphorische Wände pink streichen, doch das ist im Moment nicht wichtig. Denn diese Geschichte handelt nicht von ihr und ihren Taten, sondern von einem anderen Mädchen. Diese Geschichte handelt von Blaire Williams, Tochter eines erfolgreichen Unternehmers und seiner bildhübschen Frau.

Blaire war ein beispiellos perfektes Mädchen. Sie war die Beste in ihrer Klasse, wusste wie man sich zu benehmen hatte und wann sie was sagen sollte. Wenn jemand von ihr erzählte, klang es, als würden sie einen Charakter aus einem Film beschreiben. Und Blaire mochte das. Sie mochte, dass ihr Leben einen geplanten Ablauf hatte, dass sie wusste, was die Leute von ihr hielten und was sie von den Leuten denken musste. Dieses Weltbild, das sie sich in ihrem Leben entwickelt hatte, war so stark in ihrem Kopf verankert, dass sie den Wind der Veränderung nicht mitbekam.

Na ja, es war ja nicht so, dass es da wirklich etwas mitzubekommen gab, immerhin gab es keine offensichtlichen Anzeichen für das, was noch passieren sollte, aber hätte Blaire von ihrer Leinwand im Kunstunterricht aufgeschaut und hätte sie die Augen geschlossen und sich konzentriert, hätte sie vielleicht eine Stimme hören können, die die kommende Veränderung verkörperte.

Doch sie schaute nicht auf. Denn Blaire Williams war perfekt, und das bedeute auch, dass sie das Perfekte Bild malen musste, weshalb sie, statt für ein paar Sekunden die Augen zu schließen und zu lauschen, weiter den Pinsel über die Leinwand führte.

„Fantastische Arbeit, Miss Williams“, war ein Satz, den Blaire täglich hörte und der sie Antrieb. Nicht wie er jemanden antreiben würde, der ihn normalerweise nicht hörte, sondern eher durch das Gefühl der Genugtuung, Recht gehabt zu haben, denn sie wusste ja, dass sie alles richtig machte. Sie richtete ihr Leben darauf aus, in allem, was sie tat, fantastisch zu sein. Hatte sie ein neues Thema im Unterricht, setzte sie sich in den Pausen in die Bibliothek und las alles, was sie dazu finden konnte. Stand eine Meisterschaft des schulischen Fechtclubs an, war sie diejenige, die am härtesten übte und am Ende den Sieg brachte. Sie war die Beste, und sie hatte es verdient, sich auch als solche zu betiteln.

Als der Unterricht an diesem Tag zu Ende war, begaben sich alle Mädchen ins Esszimmer des Internats und stellten sich an die gedeckten Tische. Der Geruch von gebratenem Fleisch und Kartoffeln füllte den Raum wie dichter Nebel, so stark, dass man ihn schon fast schmecken konnte.

Blaire stand an einem der mittleren Tische mit vier anderen Mädchen aus ihrer Klasse und wartete darauf, dass die Lehrer und die Schulleiterin in den Raum kamen. Vorher durfte sich niemand setzen. So stand es in den Regeln.

Es gab strenge Benimmregeln an Miss Tennants Schule, und wer sie nicht beachtete, musste mit Konsequenzen rechnen. Die Strafen wurden immer in Relation zur Tat gegeben, doch sie waren nie leicht. Man konnte in den Gängen Gerüchte über Schülerinnen hören, welche eine ganze Woche im Keller verbringen mussten, weil sie ins Lehrerzimmer gegangen und sich Tests angesehen hatten.

Blaire vertraute den Gerüchten nicht. Sie hatte nie auch nur etwas ansatzweise so Schlimmes mitbekommen und war selbst auch noch nie bestraft worden. Natürlich nicht. Sie befolgte die Regeln genauer als so manch ein Lehrer.

Die Flügeltüren am Ende des Saals öffneten sich und Miss Tennant kam hereinstolz. Mit gehobenem Kopf und gestrecktem Rücken lief sie zwischen den mittleren Tischen hindurch, gefolgt vom Kollegium. Vom Kollegium und einem Mädchen.

Man hörte ein Raunen zwischen den Schülerinnen, doch Miss Tennant oder der Drache, wie sie von allen genannt wurde, schenkte dem keine Aufmerksamkeit.

Am Lehrertisch angekommen, nahmen die Lehrer ihre Plätze hinter dem tafelartigen Tisch ein, und nur der Drache und das unbekannte Mädchen standen davor. Miss Tennant räusperte sich, und sofort verstummte der Raum. Selbst die Luft schien stillzustehen.

„Darf ich ihnen ihre neue Kameradin vorstellen: Emily Jones. Ich erwarte von euch, dass ihr sie mit einbindet und ihr zeigt, wie sich ein Tennant-Mädchen verhält.“

Alle Mädchen antworteten mit dem Eingebübten „Ja, Ma’am“ und beäugten Emily neugierig. Mit einer ausladenden Handbewegung bedeutete der Drache dem neuen Mädchen, sich hinzusetzen.

Der einzige freie Platz war an Blaires Tisch.

Es war eine Woche vergangen, seitdem Emily an die Schule gekommen war, und in Blaires Augen war das allein schon eine Woche zu lange. Sie hatte einfach nicht, was es brauchte, um sich ein Tennant-Mädchen zu nennen: Ihr Gang war zu locker, ihre Schuluniform unordentlich und leicht faltig, ihr Haar fiel in wirren, braunen Locken um ihren Kopf, und sie schien das Prinzip vom Melden im Unterricht noch nicht ganz verstanden zu haben.

Blaire fiel natürlich auf, dass Emily nicht dumm oder unerzogen war. Ganz im Gegenteil. Wenn sie im Unterricht einfach reinredete, waren ihre Antworten meist richtig, und wenn eines der anderen Mädchen sie auf die Fehler in ihrer Etikette ansprach, schien sie genau zu wissen, was sie damit meinte. Nein, Unwissen war nicht das Problem. Das Problem war, dass es Emily schlicht und einfach nicht interessierte.

Und das machte Blaire rasend. Wie konnte ein Mädchen so klug sein und sich gleichzeitig so dumm anstellen? Hatte sie nicht mehr alle Tassen im Schrank? Hunderte Mädchen und deren Eltern würden töten, um einen Platz an dieser erlesenen Schule zu ergattern, und Emily spielte damit, als wäre es ein Stock, den sie im Garten gefunden hatte. Das war, Blaires Ansicht nach, ein einfach unmögliches Verhalten.

Und wie die Monate im Internat so vergingen, wurde Blaires Meinung nicht gerade besser. Nicht nur schaffte das neue Mädchen es, mehr bestraft zu werden als die meisten Mädchen in ihrer gesamten Schulzeit, sondern ihre Rebellion sorgte dafür, dass die Lehrer immer ein extra Auge auf sie warfen. Und mit jedem Tag fand Blaire etwas Neues an ihr, das sie aufregte. Von der Art, wie sie ihre Pinsel hielt, zu dem Aussehen ihres Schlafanzugs. Mit jeder Sache, die ihr auffiel, wurden die Gründe für ihre Einstellung dem Mädchen gegenüber kleiner.

Doch obwohl sie all diese Sachen dachte, hatte sie, außer am ersten Tag, an dem sie zusammengesessen hatten, nicht mit Emily geredet und selbst jene Unterhaltung war auf eine Vorstellung und Small Talk beschränkt gewesen. Die anderen Mädchen am Tisch aber gingen im Gespräch mit Emily förmlich auf. Generell hatte sie schnell Freunde gefunden. Die anderen Mädchen mochten – nein, bewunderten – die Art, wie ihr alles egal zu sein schien, wie sie die Predigten der Lehrer, das Nachsitzen und die Strafen kalt ließen und wie sie ihre Individualität selbst in einer vorgeschriebenen Schuluniform zeigen konnte.

Während Emily also mit ihrer neu gefundenen Clique im Innenhof saß und über dumme Witze lachte, saß Blaire in der Bibliothek und las. Oder wenigstens versuchte sie es. Ihr Stammplatz in dem mit Bücherregalen geschmückten Raum war eine Fensternische, die mit Kissen belegt war. Das Fenster lag in einem Winkel, der es erlaubte, in den Hof zu schauen, ohne selbst gesehen zu werden, und er war perfekt zum entspannten Lesen. Jedenfalls bis Emily gekommen war. Denn der Platz auf dem Hof, den man vom Fenster aus sehen konnte, war der gleiche, auf dem die Gruppe Mädchen ihre Freizeit meistens verbrachte.

Egal wie spannend ihr Buch auch war, Blaire konnte nicht anders, als alle paar Minuten missmutig hinunter zu sehen. Sie wusste nicht genau wieso, aber irgendwas an dem Bild von ihren Klassenkameradinnen, wie sie da zusammen saßen, kicherten und lachten, schien ihr falsch. Schien ihr unpassend. Als ob etwas fehlen würde. Sie versuchte den Gedanken mehrmals zu verdrängen, aber er wollte ihren Kopf nicht verlassen.

Blaire hatte den Reiz an einer großen Gruppe Freunde nie verstanden. Es waren so viele Leute, deren Namen, Interessen und Eigenschaften man sich merken musste, und gepflegte Unterhaltungen hatte sie bei solchen Cliquen, besonders in ihrem Alter, nie miterlebt. Sie war schon immer eher auf der Seite der Einzelgänger gewesen. Es fing schon in ihrer Kindheit damit an, dass sie ein Einzelkind, bis zur fünften Klasse zuhause unterrichtet worden und immer in der Umgebung Älterer gewesen war. Dieses Muster, dass sie lieber mit Erwachsenen redete als mit ihren Kameradinnen, zog sich weiter. So weit, dass die einzige Person an der Schule, die sie als Freundin bezeichnet hätte, die Bibliothekarin war. Okay, vielleicht nicht Freundin. Gute Bekannte.

Das bedeutete nicht, dass sie sich nicht mit den anderen Mädchen verstand. Sie kam eigentlich mit allen gut klar, aber außer ihren Namen und vielleicht ein paar Sachen, die sie im Unterricht mitbekommen hatte, wusste sie wenig über die anderen. An sich machte ihr das auch nichts aus. Es war nicht so, als wäre sie partout dagegen, Freunde zu haben, nein, sie war sogar sehr angetan von der Idee dahinter, aber sie war der Ansicht, dass sie merken würde, wenn sie der richtigen Person für eine Freundschaft begegnen würde. Ihr Blick schweifte wieder ab und fand seinen Weg zurück zum Hof.

Die Mädchengruppe war schon vor einer Weile verschwunden, und Blaire schloss schließlich ihr Buch, stellte es zurück an seinen Platz und entschied sich, dass es wohl das Beste wäre, einen Spaziergang zu machen. Frische Luft würde ihr helfen, ihre Gedanken zu ordnen.

Also machte sie sich auf den Weg zum Büro, um anzumelden, dass sie das Grundstück für ein bisschen verlassen würde, aber auf dem Weg über die Treppe, die ins Erdgeschoß führte, konnte sie ein Stimmengemisch hören. Sie runzelte die Stirn, aber machte sich nichts daraus. Es war nicht unüblich, dass Postboten oder Lieferanten kamen und sich mit den Sekretärinnen unterhielten.

Als sie in die große Eingangshalle kam, merkte sie schnell, dass es an jenem Tag keine Lieferanten waren. Nein. Es war Besuchstag.

Blaire Kehlen verengte sich, als sie sah, wie all die anderen Mädchen ihre Eltern begrüßten und umarmten. Das Lächeln in den Gesichtern der Gäste und derer, zu denen sie gingen, strahlte durch den Raum und stach ihr ins Herz. Sie wollte gerade auf dem Absatz kehrt machen, als ihre Augen ein anderes grünes Paar fokussierten. In der Ecke des Raums, abseits vom Tumult, saß Emily auf einem der Besuchersessel. Sie lehnte sich an die Wand, aber ihre Schultern fielen leicht nach vorne, als wollte sie sich kleiner machen. Als sie merkte, dass Blaire sie anschaute lächelte sie ihr zu. Doch es war nicht ihr übliches Lächeln. Es war das traurige Lächeln, das man jemandem schenkte, wenn diese Person gerade erfahren hatte, dass man nicht in einem Haus, sondern in einer Scheune aufgewachsen war. Gefüllt von einer Mischung aus Scham, Selbstmitleid und einem Schmerz, der einen bis ins Innere verfolgte.

Es war ein Lächeln, das gegen alles sprach, wofür man normalerweise lächelte. Es war ein Lächeln, das Blaire nur zu gut kannte. Und es war ein Lächeln, das Emily plötzlich ganz anders aussehen ließ; verletzlich, angreifbar und, zum ersten Mal, als wäre ihr nicht alles egal. Obwohl ihr Kopf ihr all die Sachen aufzählte, die Blaire an Emily nicht leiden konnte, fand sich das gleiche traurige Lächeln auch auf ihren Lippen. Sie wusste nämlich genau, was der Grund für den Ausdruck in Emilys Gesicht war. Es war der gleiche Grund, weshalb Blaire jeden vierten Samstag in der Bibliothek verbrachte, auch wenn sie es an genau jenem Samstag vergessen hatte. Der gleiche Grund, weshalb sie so überrascht über die Eltern im Raum gewesen war. Anzusehen, wie all die anderen mit ihren Familien redeten, lachten, kuschelten, war unerträglich, wenn es einen immerzu daran erinnerte, was man selbst nicht hatte. Besonders dann, wenn die Sache, die man vermisste, so nah zu sein schien.

In Blaires Fall war es der Fakt, dass, obwohl sie nicht einmal eine Stunde entfernt wohnten, ihre Eltern nie zum Besuchstag kamen. Jedes Mal, pünktlich nach Unterrichtsschluss zwei Tage vorher, informierte sie die Sekretärin, dass ihre Mutter angerufen hatte und sich entschuldigen ließ. Die ersten Male hatte es Blaire so unheimlich wütend gemacht. Wieso konnten sich ihre Eltern nicht einen einzigen Tag im Monat freinehmen, um ihre Tochter zu sehen? Es brachte ihr Blut zum Kochen, darüber nachzudenken, doch nach einer Weile lenkte sie diese Wut, diese Emotionen auf den Unterrichtsstoff und wurde besser und besser. Bis sie perfekt war.

Nach ihrem ersten Halbjahr war ihr Zeugnis das beste der Schule, und alle Lehrer lobten sie für ihren Einsatz. Irgendwo tief in ihr drinnen war Blaire überzeugt gewesen, dass ihre Eltern, wenn sie in den Winterferien zu ihnen fahren und ihnen das Zeugnis zeigen würde, erkennen würden, dass Blaire es wert war, sich einmal im Monat frei zu nehmen. Doch es kam nie soweit. Ihre Eltern mussten kurzfristig eine Geschäftsreise nach Mitteleuropa machen, und Blaire verbrachte die Ferien im Internat.

Danach entschied sie sich, ihre Eltern nicht mehr zum Besuchstag einzuladen und so zu tun, als ob es ihn nicht gab. Wenn andere sie danach fragten, sagte sie ihnen, dass sie lieber lernen würde, als Gespräche zu führen, die sie auch übers Telefon oder über Briefe führen konnte und wurde kalt dem Thema gegenüber.

Doch in diesem Moment, der Raum gefüllt mit Eltern, ihren Töchtern und Emilys Augen, die in ihre blickten, zerschmetterte ihre Hülle aus Eis.

Sie konnte es selbst kaum glauben, aber so unauffällig wie möglich, so dass nur Emily es sehen konnte, nickte sie zur Tür unter der Treppe, gegenüber des Sessels, und ging dann selbst zu ihr, öffnete sie und ging in den dahinterliegenden Raum, darauf bedacht, die Tür hinter sich wieder zu schließen.

Obwohl die Tür nicht wirklich geheim oder verboten war, hielten sich die meisten Schülerinnen von ihr fern. Sie dachten, es wäre ein einfacher Wandschrank und machten sich nicht die Mühe, es auszuprobieren. Doch statt in einen stickigen Schrank, führte die Tür zu einem schmalen Gang, der wiederum in den von den meisten vergessenen Wintergarten des Schlosses führte.

Es war Blaires Zufluchtsort. Der Ort, an dem ihr niemand was anhaben konnte, an dem sie nicht die Beste sein musste. Auch wenn all die Blumentöpfe leer und die Fenster dreckig waren, fand Blaire, es war der schönste Raum in der gesamten Schule. Sie hatte in ihrer Handarbeitklasse Bezüge für die rostigen, aber noch benutzbaren Gartenstühle, eine Tischdecke für einen umgedrehten Blumentopf und ein paar Kissen genäht und den Raum damit dekoriert. Es war riskant, aber bis jetzt hatte kein Lehrer und keine Schülerin ihr Geheimnis entdeckt, und sie hoffte, es würde auch so bleiben. Obwohl sie diejenige war, die ein Mädchen eingeladen hatte, dass sie nicht einmal wirklich mochte. Hoffentlich würde das gut ausgehen.

Blaire hörte Schritte und drehte sich um, begrüßt von dem überraschten Blick in Emilys Augen.

„Was ist das alles hier?“

Es waren die ersten Worte, die Emily komplett beabsichtigt an Blaire gerichtet hatte, und irgendwas an ihrer Stimme fühlte sich an, als ob sie warmer Honig in Blaires Ohren wäre. Sie schüttelte ihren Kopf in Gedanken, blieb aber außen starr.

„Das ist der Wintergarten, mein kleines Paradies.“ Sie strich über die Stuhlbezüge, fühlte den weichen Stoff unter ihrer Haut. „Aber er ist irgendwie ein Geheimnis, also wäre ich dir sehr verbunden, wenn –“

„Keine Angst,“ unterbrach Emily sie mit einem Lächeln und legte einen Finger auf ihre Lippen, „dein Geheimnis ist sicher bei mir.“

Blaire bedankte sich und bedeutete Emily, sich zu setzten. Die Stühle waren aneinander-geschraubt und sahen deshalb mehr aus wie eine Bank mit Innenlehne, weshalb sich Blaire neben Emily setzen musste.

Für ein paar Minuten saßen sie da, schweigend, und schauten aus dem Fenster. Na ja, Emily schaute aus dem Fenster. Blaire sah Emily an. In dem gedimmten Licht der einzelnen alten Glühbirne schien sie zu glänzen. Ihre Haare, die Blaire normalerweise für eine ungeordnete, wilde Mähne hielt, schienen jetzt, als wäre eine wunderbare Ordnung in dem haselnuss-braunen Chaos auf ihrem Kopf, und die Art, wie ihre Klamotten ihren Körper umhüllten und irgendwie ihre Persönlichkeit darstellten, schien fast schon magisch.

Diesmal schüttelte Blaire den Kopf wirklich. Warum dachte sie so etwas über das Mädchen, mit dem sie gerade zum ersten Mal wirklich redete? Warum dachte sie so etwas überhaupt über ein Mädchen?

„Darf ich dich was fragen?“, unterbrach Emilys Stimme Blaires Gedanken.

„Klar“, nickte die Gefragte und legte den Kopf schief.

„Warum zeigst du mir –“, sie suchte das richtige Wort, „dein Reich?“

Blaire zuckte mit der Schulter. Sie selbst kannte die Antwort zu der Frage nicht wirklich. Es hatte keinen richtigen Grund gegeben. Selbst das traurige Lächeln, das sie vorhin noch geteilt hatten, war nicht Grund genug, um so etwas Riskantes zu tun. Doch irgendwie war es, als wären all die Sachen, die sie vorher an ihr gehasst hatte, Ausreden dafür, sie nicht in ihr Leben zu lassen. Obwohl sie keinen Grund dafür hatte; immerhin hatte Emily nie Anstalten gemacht, in Blaires Leben zu wollen. Sie seufzte und sah zu dem anderen Mädchen rüber.

„Ich ... uhm ... weiß nicht. Du sahst aus, als könntest du's brauchen“, sagte sie und fuhr sich durchs Haar.

„Danke ... denke ich“, murmelte Emily und lächelte Blaire an. „Es ist nur ... Na ja egal“, brach sie sich selbst ab und winkte ab.

Blaire überlegte, ob sie es einfach so stehen lassen sollte, entschied sich dann aber doch anders.

„Es ist nur was?“, fragte sie, mit einer gehobenen Augenbraue.

„Uhm ... Versteh das jetzt nicht falsch, aber ich dachte, dass du mich nicht magst“, fing Emily an, und Blaires Augen weiteten sich ein wenig. Sie wusste, dass sie nicht gerade die Nettteste gewesen war, aber sie hatte sie auch nicht aktiv geärgert. „Ich meine, es ist nicht, als wärst du unhöflich oder so, aber du hast irgendwie nicht so auf mich gewirkt als ob du ...“, sie atmete durch, „als ob du etwas mit mir zutun haben wolltest.“

Blaire biss sich auf die Lippe, bevor sie sich die Augen rieb. „Es tut mir leid. Ich bin nicht gerade die sozialste Person“, entschuldigte sie sich ehrlich und trotzdem zurückhaltend.

Ein paar Minuten saßen sie einfach da, schauten mal raus, mal einander an, und genossen die Stille.

„Ich will nicht unhöflich sein, wirklich nicht, aber ...“, Blaire kniff die Augen zusammen, überzeugte sich aber, weiterzureden, „warum bist du heute allein?“

Emily runzelte die Stirn und biss die Zähne zusammen, und Blaire dachte schon, sie hätte ihre Chance, Emily näherzukommen, ruiniert.

„Meine Eltern sind nicht hier. Sie –“, ihre Schultern senkten sich, „haben gerade eine harte Phase.“ Mehr sagte sie nicht, aber mehr musste sie auch nicht sagen. Blaire wusste, was sie meinte und dass sie an der Reihe war, ihr Inneres zu teilen.

„Ich verstehe, wie hart das ist, meine Eltern haben mich seit meinem ersten Tag ...“, ihr Tonfall war witzig, aber ihre Worte waren voll Trauer. „Es ist nicht so, als ob sie’s je versucht haben. Sie sind immer beschäftigt, und selbst wenn nicht, haben sie Besseres zu tun, als ihre eigene Tochter zu besuchen.“ Mit jedem Wort wurde ihre Stimme frustrierter.

„Ich wusste nicht ... Es tut mir leid. Das muss schrecklich sein. Ich weiß nicht, wie sie nicht sehen können, wie großartig du bist.“ Blaire schaute überrascht zu Emily auf und hätte schwören können, sie erröten zu sehen. „Ich meine, du bist die Beste in der Schule, hübsch, und alle anderen bewundern dich.“

Blaire schnaubte und rollte die Augen halb spielerisch, halb ernst. „Mach mir doch nichts vor. Ich weiß, was die anderen von mir halten. Die denken, ich bin eine neunmalkluger Schnepfe, und wenn ich ehrlich bin, haben sie wahrscheinlich recht.“

Sie zuckte mit den Schultern und schaute zu einem der Blumentöpfe in der Ecke, als unerwartet etwas ihre Hand berührte. Als sie sich wieder umdrehte, sah sie auf ihre Hand und bewunderte den Anblick von Emilys Hand, die ihre ergriff. Es sah und fühlte sich richtig an.

„Ich denke das nicht. Ich meine, natürlich bist du etwas zurückhaltend gewesen, aber –“ Sie stoppte, und ihre Augen musterten Blaires Gesicht.

Auch Blaires Augen waren auf Emily fixiert, und sie merkte, wie sie sich immer wieder von den Lippen losreißen musste. Was war los mit ihr?

Emily fuhr fort: „Aber ich hoffe, dass ich durch deine Schale an den Kern komme, denn das, was ich gerade sehe, gefällt mir sehr.“

Wieder setzte Stille ein, und die beiden Mädchen, die sich so fremd und trotzdem nach so einer kurzen Zeit so nah waren, schauten sich gegenseitig einfach an, ihre Hände immer noch ineinander.

„Ich weiß, wir kennen uns noch nicht so lange, aber ich –“

„Ich mag dich“, unterbrach Emily Blaires Geständnis, und die beiden mussten verlegen lachen, und eine Strähne ihrer Locken fiel in Emilys Gesicht.

Wie in Trance hob sich Blaires Hand, und sie strich die Strähne hinter das Ohr der anderen. Sie wusste, sie sollte ihre Hand wieder zurückziehen, doch stattdessen verweilte ihre Hand auf Emilys samtweicher Wange, und sie fühlte die Hitze, die von ihr ausging.

Und Blaire, die wie das gut erzogene Mädchen, das sie war, noch nie mit einem Jungen ausgegangen, geschweige denn einen geküsst hatte, war diejenige, die sich vorbeugte und ihre Lippen auf Emilys legte. Der Kuss war ungeplant und das Gegenteil von allem, was Blaire von ihrem Leben erwartet hatte, doch es war, was sie brauchte und das erste Mal, dass sie die metaphorische Wand pink strich.

BLAUE IMPRESSION

Prolog

Die kühle Herbstluft strömte durch das geöffnete Fenster in den Raum. Der Vorhang flatterte im Takt zu der im Kabinett herrschenden Stille. Stirnrunzelnd kritzelte er in seinen Notizen. Er hatte schon längst das Knirschen vom Holzboden im Flur bemerkt, und ein unbewusstes Lächeln verließ sein Gesicht nicht. Die orangenen Strahlen der untergehenden Sonne spielten in seinen schon teils grauen Haaren.

Er atmete schwer aus und strich den letzten Absatz durch. Sein Kittel hing ruhig an der Tür neben ihrem. Es war schon sehr viel Zeit vergangen, aber er konnte es sich einfach nicht erlauben, ihre Sachen wegzuräumen, sie erinnerten ihn immer noch zu stark an sie.

Die eingravierten Buchstaben seines Ausweisschildes, das schief aufgesetzt an seinem Kittel hing, reflektierten das immer blasser werdende Licht von draußen. „Professor Harris. Universität der Dimensionenforschung. Abteilung G“, stand auf dem Ausweis.

Er schrieb gedankenversunken weiter in seinen chaotischen Skizzen, so dass er kaum merkte, wie sich leise die Tür des Kabinetts öffnete. Der Vorhang an dem Fenster schwankte und lies einen schwachen Luftzug herein. Das lenkte ihn ab. Er hob seinen Kopf und schaute in Richtung der Tür.

„Entschuldige.“ Sie schlich wieder hinter die Tür und wollte diese schon schließen. Die Mischung von Interesse und Schuldgefühl in ihrer jungen Stimme lies ihn lächeln. Er war sogar froh, sich endlich von der Arbeit abzulenken. Es tat seinen alten Augen fast schon weh, die chaotischen Skizzen zu verbessern und die kleine unlesbare Schrift seines Kollegen zu entziffern.

„Alles gut, Kleine, komm rein“, sagte er.

Ein sechsjähriges Mädchen betrat fröhlich das Kabinett. Ihr gelbes Kleidchen und die feuerroten Haare harmonierten mit den raumfüllenden Farben der untergehenden Sonne. Die tiefen, unendlich blauen Augen schauten sich mit ehrlichem Interesse um. Es war immer wie ein Abenteuer für sie, im Arbeitszimmer ihres Vaters zu sein.

„Ich wollte dich nicht ablenken, Papa, aber du sitzt hier schon so lange. Ich sehe dich in der letzten Zeit kaum.“

Sie sprach ruhig und zum Teil traurig, jedoch schwang keine Spur von Vorwurf in ihrer Stimme mit – sie war voller Verständnis.

Er zog seine Brille aus, seufzte und rieb sich die Augen.

„Es tut mir wirklich leid, Kleine. Es gibt gerade einfach sehr viel zu tun in der Uni. Und dazu noch ganz viel Bürokratie.“ Er lächelte müde.

„Was macht ihr denn so Spannendes?“ Sie war immer so ernst begeistert. Er blickte ihr in die Augen. Die herrliche Farbe hatte sie von ihrer Mutter geerbt. Diese unendliche blaue Tiefe erinnerte ihn jedes Mal an sie, an ihren Blick voller Liebe, mit dem sie ihn jeden Tag angeschaut hatte. Unbewusst floh sein Blick zu dem einsamen weißen Kittel an der Tür.

Seine Tochter sah ihn erwartungsvoll an. Er neigte seinen Kopf und lächelte.

„Na komm“, er rutschte zur Seite der Bank und nickte einladend auf den freigelassenen Platz. Sie erreichte den Tisch in drei Sprüngen, setzte sich und fing an, die zahlreichen Skizzen zu studieren.

„So viele Formeln, wie verstehst du hier etwas? Das ist doch keine Sprache!“

„Oh doch, Kleine, Mathe ist eine Sprache“, lachte er. „Aber warte kurz, das Komplizierte hier brauchst du erstmal nicht. Du hast also gefragt, was wir so Spannendes machen? In unserem jetzigen Projekt beschäftigen wir uns mit der ...“

„Wofür steht das ‚Z‘ bei diesem Plan hier?“, unterbrach sie ihn. Er lächelte.

„Du kleine Gedankenleserin, das ist genau das, was ich eben sagen wollte, das ‚Z‘ steht für die Zeit. Wir beschäftigen uns mit der Zeit.“

Das kleine Mädchen öffnete weit seine Augen. Sie wirkte nicht besonders überzeugt.

„Das klingt aber ganz langweilig. Was gibt es Spannendes an der Zeit? Ich kann dir doch immer sagen, wie spät es ist!“

„Ja, das stimmt, aber die Zeit, wie auch alles andere, besitzt gewisse Eigenschaften, die nur ihr eigen sind. Und genau mit diesen beschäftigen wir uns, wir schauen die Zeit von Innen an, wie sie funktioniert und wie man diese beeinflussen könnte“, versuchte er zu erklären.

„Aha, also ihr wollt in der Zeit reisen?“

Er schaute sie überlegend an. „Na ja, nicht ganz. So falsch liegst du aber auch nicht. Lass mich überlegen, hmm, was ist denn für dich die Zeit?“

Das kleine Mädchen wirkte überfordert.

„Ähm, das, was die Uhr uns zeigt...?“, sagte sie unsicher. Er lächelte wieder, nahm ein leeres Blatt Papier, sie übergab ihm einen Bleistift und er nickte.

„Sagen wir mal, die Zeit ist ein Zug“, er versuchte seine Worte in eine Skizze auf dem Papier zu übertragen, „dieser bewegt sich immer in eine Richtung und hat immer einen bestimmten Weg, nämlich entlang der Gleise. Somit sind die Gleise hinter ihm die Vergangenheit und die Gleise vor ihm die Zukunft. Die Gleise selber sind aber die Dimensionsgrenzen der Zeit.“

„Was ist eine Dimension?“, fragte sie. Er blinzelte verwirrt ein paar mal.

„Ähm, weißt du, das lassen wir doch lieber erstmal weg.“

Sie kicherte ihm entgegen.

„Also“, er fuhr fort, „wir haben diesen Zug namens ‚Zeit‘, und unser Leben befindet sich in diesem Zug. Deswegen merken wir nicht, wie sich der Zug bewegt, da wir uns praktisch mit dem Zug bewegen. Aber jetzt stell dir vor, was, wenn man den Wagon wechseln würde, oder einfach aussteigen würde? Oder was, wenn man sich in einen anderen Zug umsetzen würde...?“

Das kleine Mädchen schaute begeistert die Skizze an.

„... oder was, wenn man mit diesem neuen Zug in eine andere Richtung fahren würde, dann könnte ich ... dann könnte ich sogar wieder meine Mama sehen.“ Ihre Stimme klang so ernst und erwachsen, ihre tiefen, blauen Augen fixierten die Gleise ganz links auf dem Skizzenpapierchen.

Er schluckte die langsam in ihm aufsteigenden Tränen herunter und umarmte sie leicht.

„Nein, Kleine, so funktioniert es leider nicht. Der Zug, egal welcher, fährt immer nur in eine Richtung.“

„Oh, und hat es dann denn jemals jemand geschafft, mit diesem Zug zu reisen?“ Ihre Stimme wirkte wieder fröhlich und begeistert, wie immer. Er atmete beruhigt aus.

„Hmm, ja, möglich. Noch sehr, sehr lange her“, er lächelte verschwörerisch.

„Uh, und wann werden wir denn diesen jemanden hier bei uns empfangen können?“ Ihre Augen leuchteten vor Hoffnung.

„Irgendwann. Oder sagen wir mal, wenn die Zeit kommt. Aber erst müssen wir die Ausstiegsplattform für den kommenden Zug bauen, richtig?“

„Richtig!“, sagte das Mädchen.

Die Sonne verschwand schon hinter dem Horizont. Die Schatten wurden langsam länger, und das Kabinett versank in der Dunkelheit. Es sah so aus, als würden ihre roten Haare leuchten, und ihre tiefen, blauen Augen reflektierten die schon vor Langem entstandene Leere der Wohnung.

„Na gut, Kleine, genug Physik für heute, geh schon mal nach unten, ich komme auch gleich.“

Sie nickte, sprang von der Bank hinunter und ging in Richtung der Tür.

„Blue, warte ...“, sagte er. Er schaute das kleine Mädchen vor ihm mit ihren ihm so vertrauten, blauen Augen an. Sie sah ein bisschen verwirrt aus, er nannte sie nicht oft beim Namen.

„Ich hab dich lieb, Kleine.“

Sie lächelte breit.

„Ich dich auch, Papa.“ Sie drehte sich um, schaute kurz den einsamen Kittel an der Tür an, lies sanft die Finger durch den weißen Stoff gleiten und verließ den Raum.

Er drehte sich zurück zu seinem Schreibtisch. Nach kurzem Sortieren seiner Unterlagen blieb nur noch die Skizze mit den Zügen auf den Tisch zurück. Er schaute verträumt die Gleise an. Und warum konnte dieser Zug nur in eine Richtung fahren?

Er stand auf und räumte seinen Kittel in den Schrank. Dann drehte er sich wieder zu ihrem um. Ihr Name fluoreszierte blass auf ihrem Ausweis in der Dunkelheit. Von dem kleinen Bildchen blickte ihn eine Frau mit unendlich tiefen, blauen Augen an. Er blinzelte ein paar Mal und schluckte dann die wieder in ihm aufsteigenden Tränen hinunter. Dann verließ er das Kabinett und schloss hinter sich die Tür.

Es war ruhig und nur der Vorhang vor dem geöffneten Fenster flatterte im Takt zu der herrschenden Stille.

Kapitel 1: Das Leben, normal wie es noch sein kann

»Es gefiel mir schon immer, zu denken, dass meine Seele mir nicht gehöre. Ein hoffnungsloser Irrtum, nur ein Versuch, die Verantwortung für eigene Entscheidungen zu vermeiden.«

Der stumpfe Klang der auf dem Papier hinterbleibender Mine war wie eine stumme Inspiration für meine Gedanken. Mein gelangweiltes Schreiben hatte aber die Ehre, von Kiran unterbrochen zu werden. Ich hörte seine sich nähernden Schritte noch längst bevor er selbst vor meinen Augen stand. Seine stolpernde Laufart war mit nichts zu verwechseln.

„Jade, Jaden, rette mich ...!“ Er schrie halb lachend, halb flüsternd, was seine Stimme fast zum Brechen brachte.

Ich hob langsam meinen Blick. In der Morgensonne erkannte ich die schmale und ein bisschen krumpelige Gestalt meines Freunds.

„Ah, wenn ich dich vor deiner Hoffnungslosigkeit retten könnte, dann doch immer gerne, aber ich glaube da musst du selber durch, Junge.“ Ich versuchte zu lächeln, aber meine Stimme verkörperte gefühlt alle mögliche Müdigkeit, zu der die Welt am früheren Morgen überhaupt fähig war.

In der Zeit erreichte Kiran die Betonstufen vor dem Nebengebäude der Universität, wo ich saß, ließ sich langsam auf die eine neben mir hinunter sinken und scannte aufmerksam die vor uns liegende Gegend des Universitätshofs.

„Nee, nee, heute mal ausnahmsweise nicht vor meiner absoluten Unfähigkeit, du musst mich vor *ihr* retten.“ Er redete langsam und eher in den Raum vor ihm, als zu mir und betonte das Wörtchen ‚ihr‘. Das verwirrte mich zum Teil, wobei bei Kiran das Verwirren sowieso als Standard immer galt.

„Und ich dachte, bei euch liefе alles gut und du wärst so ein ganz vorbildlicher Partner“, gähnte ich verschlafen zu ihm. Kiran unterbrach seine bemühte Gegenduntersuchung und wendete mit einem verschwörerischen Lächeln seinen Blick zum ersten Mal zu mir. Dann schloss er verträumt die Augen und lehnte sich streckend auf die Stufen hinter ihm.

„Ah du, ich meine doch nicht die Marta. Da hast du Recht, ich bin halt einfach zu vorbildlich für all die unnötigen Streite.“

Halb lachend musste ich die Augen verdrehen.

„Nee, ich versteck mich vor diesem kleinen Dämon, vor diesem lebenden Stück Dunkelheit dieser Welt, weißt du. Vor Kaylie“, fuhr er fort.

„Was, vor deiner Schwester, das ist schon das wievielte Mal in diesem Monat?“ Ich fand es immer wieder lustig, wie schon relativ erwachsene Menschen sich so verhalten konnten. Obwohl ‚erwachsen‘ für Kiran auch so ein dehnbarer Begriff war. Wenn schon ‚erwachsen‘, dann auch nur in seiner abstrakten Art.

„Ah, frag nicht, keine Ahnung“, murmelte er.

„Na Mensch, ich bin gespannt, was hast du denn dies mal so Schönes veranstaltet?“ Ich drehte mein Gesicht zu der Sonne und versuchte das Gefühl der noch warmen und jedoch langsam kälter werdenden Strahlen des vergehenden Sommers zu verinnerlichen.

„Hah, wenn ich's nur wüsste. Wirklich, manchmal habe ich einfach keine Ahnung, was sie von mir will. Ich bin doch eigentlich ganz lieb, nicht wahr?“, sprach er mit einer ganz und nur für Kiran typischen, unschuldigen, dünnen Stimme mit einer Prise expliziter Lache dahinter.

„Pff, also ich meine, natürlich, wenn du es so siehst“, lachte ich ihm entgegen, „ich muss dich aber, glaube ich, da ein bisschen enttäuschen, da gerade dir dein allzu professionelles Liebsein sehr wahrscheinlich nicht helfen wird. Guck mal hin, von wegen, wenn man vom Teufel spricht.“

Mein Freund setzte sich mit Lichtgeschwindigkeit wieder gerade hin. Wie zwei runde Monde leuchteten im fast durchsichtigen Morgennebel seine gräulichen, weit geöffneten Augen in die von mir gezeigte Richtung.

„Verdammt ...“, konnte er nur heiser aus sich bringen.

Mein Blick wanderte zu Kirans roter Jacke, die sich hoffnungslos schief auf einer seiner Schultern befand. Ich seufzte lächelnd und streckte meinen Rücken, damit ich zumindest ein bisschen überzeugender wirken konnte.

„Okay, sag mal, hat Kaylie dich eigentlich heute schon gesehen?“, fragte ich.

Mein Kumpel schaute mich an, als hätte ich ihn gerade etwas unbegreiflich Sinnloses gefragt.

„Ja doch, sonst würde ich mich ja nicht bemühen, ihr ausdrücklich seit heute Morgen zu entfliehen, weißt du.“

„Okay, und hat sie auch gesehen, dass du eine rote Jacke anhattest?“

Kiran startete überlegend in die Luft. Ich bemerkte, wie seine Finger langsam unbewusst zu zittern anfangen und der Typ insgesamt möglichst kleiner zu wirken versuchte, was mit seinen fast zwei Metern in der Größe keine so gut umsetzbare Idee war.

„Ehm, ich glaube schon. Ja, würde ich sagen, sie hat mich in dieser roten Jacke gesehen, sollte sie zu mindestens, sehr wahrscheinlich“, lieferte er mir.

Die Antwort stellte mich zufrieden. Ich warf einen schnellen Blick über Kirans Schulter, um sicher zu sein, dass das Mädels sich immer noch in einer sicheren Distanz vor uns befand, aber ihre Suche nach ihrem Zwilling wurde anscheinend kurz ungeplant durch ein Gespräch mit ihrem Kurskameraden unterbrochen. Aus dem Inneren meines Rucksacks holte ich meinen gräulich-blauen Pullover und drückte ihn in Kirans Hände.

„So, das ziehst du jetzt mal an. Und setz die Kapuze auch auf. Ah, und Mensch, versteck dieses rote Etwas“, nickte ich zu seiner Jacke. Nach kurzem Überlegen und einem verärgerten Blick nach hinten zu seiner Schwester folgte er meinen Anweisungen, und schon in paar wenigen Sekunden saß mein Kumpel umgekleidet und sprintbereit. Ich schenkte ihm einen gespielten, überspitzt stolzen Blick.

„Na, dann renn, Bruder, renn!“, lachte ich, „aber ey, übertreib am besten nicht zu sehr, du musst ja überzeugend und nicht Kiran-artig wirken, also ganz entspannt, Mensch, ganz langsam, verstanden?“

Er verdrehte grinsend die Augen, flüsterte verabschiedend etwas in der Art von „Ich melde mich, falls ich bis heute Abend überleben werde“ und floh in kurzen, jedoch schnellen Schritten entlang der langen Betonstufen in die entgegengesetzte Richtung von Kaylie.

Ich lies meinen Blick ihm folgen, bis er hinter der Ecke des Unigebäudes verschwand.

Die schon abkühlende Sonne stieg langsam über den Dächern des Unikomplexes, und die von den Bäumen des Innenhofs hinterlassenen Schatten schrumpften widerwillig zusammen. Der Wind wirbelte durch die Gegend. Man konnte seine fröhliche Spielerei an den in der Luft tanzenden, herumfliegenden Blättern erkennen. Es schien ab und zu so, als hätte er die Aufgabe, die für uns unlesbaren orangenen Abschiedsbriefchen der Natur von einem Riesen zum anderen weiterzuliefern.

Jetzt erreichten die dünnen, eleganten Luftzüge auch mich, und ich spürte deren fast nicht erkennbare Berührung auf meinen Haaren. Das faul im Wind raschelnde Papier meines Blocks auf der Stufe neben mir erinnerte mich an das, was ich gemacht hatte, bevor Kiran erschienen war. Mein Blick wanderte über die grauen, unsinnigen Worte meines verlorenen Gedankenganges auf dem weißen Hintergrund. Ich legte meine Finger auf das Papier, überlegend, was ich damit jetzt anfangen sollte. Jedoch lenkte mich etwas ab, das ich auch ziemlich erwartet hatte, und ein amüsiertes Lächeln entstand auf meinen Lippen.

Ich hörte ihre langsam sich nähernden Schritte, oder besser gesagt, das rhythmische Klacken der Stiefel auf dem Beton der Stufen. Ich konnte mir fast schon vorstellen, wie kleine Funken sich spielerisch zwischen dem Boden und ihren Schuhen bildeten und dann langsam verblassend sich wieder in der Luft auflösten. Genauso wie Kirans Schritte, waren auch Kaylies mit nichts zu verwechseln. Ich drehte mich um und fand unüberrascht ihre Gestalt vor mir stehen.

Sie hatte wieder fast alles nur in schwarz an, und ich musste an Kirans Worte ‚das lebende Stück Dunkelheit‘ denken. Wobei ich gegen sie als Person gar nichts hatte, sie war einfach die Zwillingsschwester meines besten Freundes, das war genug.

Bevor Kaylie den Versuch zu reden überhaupt unternehmen konnte, unterbrach ich sie schon beim Überlegen: „Und, wie könnte ich Ihnen helfen, Madame?“, fragte ich langsam mit einem geschaukelten Blick, als hätte sie mich gerade von etwas Wichtigem abgelenkt.

Sie ignorierte meine so herrliche Höflichkeit. „Jaden, hast du meinen Bruder gesehen. Wenn du hier bist, muss er auch irgendwo in der Nähe sein. Ihr beide seid doch wie Kinder, könnt ohne einander nichts. ...“

Ich verdrehte die Augen. „Hah, pff. Na ja, wofür brauchen Sie ihn denn, Madame?“, fragte ich mit einer dünnen Stimme schnell blinzeln.

„Ich habe gefragt, wo Kiran ist und nicht, dass du mir hier ein Interview machst.“ Ihre Stimme blieb gerade und ihre Augen strahlten nichts aus, außer der grauen Stille.

Ich drehte mich um und lächelte verschwörerisch vor mich hin, während ich mit dem Einpacken meiner Tasche anfang. „Hmm, na gut, aber ich kann dir doch absolut nichts verraten, also ich meine, sollte ich etwas wissen, was ich natürlich nicht tue ...“ – ich machte eine kleine Pause – „... aber sollte ich’s tun, kann ich dir nichts verraten, ohne einen Nutzen daraus zu ziehen. Verstehst du, was ich meine?“

Sie ignorierte meine Aussage. „Jaden, jetzt also, weißt du, wo Kiran ist?“

Ich schaute ihr überlegend in die Augen. „Hm, ich glaube, ich habe ihn letztens in den Toiletten im obersten Stock des Gebäudes C beim Erhängen von toten Spinnen gesehen ...“

„Aha ...“, sagte Kaylie absolut emotionslos, und genauso emotionslos hob sie eine Augenbraue, „okay, ich sehe, es war schon hoffnungslos, zu denken, du würdest dein liebstes Freundchen verraten. Na gut, dann tschau.“ Sie wartete nicht auf meine Reaktion, drehte sich um und ging die Stufen hinunter.

„Ey, ich habe nicht damit gerechnet, dass du so schnell aufgeben wirst ...“, schrie ich ihr, ein bisschen beleidigt vom ihren Gehen, hinterher.

„Tschau, Jaden“, lieferte sie mir nur und ging einfach weiter, ohne sich umzudrehen. Ich sah, wie sie bis zur Mitte des Innenhofs kam, ein paar verwirrte Menschen ansprach und sich nachdenklich umschaute. Schließlich begab sie sich zu dem Gebäude, hinter dem Kiran vorher verschwunden war.

Ich schaute gedankenversunken ihrer im Morgennebel immer blasser werdenden, schwärzlichen Gestalt hinterher und überlegte, wo Kiran jetzt war und ob er es schaffte, sich in Sicherheit zu wiegen.

Die Universitätsuhr zeigte drei vor acht an und brachte eine schläfrige Bewegung in die sich vor mir befindende Menschenmasse. Ich stand auch auf und nahm meinen Rucksack. Dann sah ich den noch geöffneten Papierblock mit den paar einsamen Zeilen auf den Stufen liegen. Alles nur unnötiges Gelaber. Alle unsere Gedanken sind wie Faden. Manchmal flechten sie sich zusammen, und manchmal gehen sie nirgendwo eingehörig auf.

Ich seufzte, riss die Seite aus, zerknickte sie, schmiss sie in den Rucksack und legte auch den Block hinein. Dann machte ich die Verschlüsse zu, und nach einem kurzen Einatmen der kühlen Morgenluft ging ich zum Unterricht.

»Hey, falls du es wissen wolltest (oder selbst wenn nicht) ich lebe noch; zumindestens zum Teil xD.«

Kirans Nachricht leuchtete mir winkend auf dem Bildschirm meines Handys. Braves Kind, etwas anderes hatte ich von ihm auch nicht erwartet. Irgendwie fand er immer einen Ausweg aus jeder Situation. Es war nur lustig, dass er solche Situationen auch öfter als die durchschnittlichen Menschen vorfand.

Ich lächelte vor mich hin, legte das Gerät auf die Kommode neben dem Bett und machte die Tür meines kleinen Zimmers zu. Die Uhr zeigte etwas um die sechs Uhr.

Ich ließ mich auf den Drehstuhl sinken und lehnte mich gegen den Stuhlrücken. Das alte Gerümpel quiekte kläglich. Der Ordnerstapel und die paar aus der Bibliothek ausgeliehenen Bücher, die sich jetzt gemütlich auf meinem Tisch befanden, strahlten eine gute Portion Motivationslosigkeit aus.

Vielleicht würde ich es heute doch noch schaffen, ein paar Stunden meines Lebens in das Geschichtsprojekt zu investieren. Ich holte meinen Block raus und schaute die von meinen Teamkollegen und mir erstellte Liste der Aufgaben durch.

Für nächste Woche stand noch ein Museumsausflug an. Langweiliger Physikkram. Das war sogar gut, ich konnte mir da die Zeit sparen und sie lieber möglicherweise in Mathe investieren. Oder Literatur. Oder sogar in das verdammte Geschichtsprojekt, sollten wir mit dem bis dahin nicht durch sein. Die Materialien von dem Ausflug konnte ich auch bestimmt von den ehemaligen Studenten meines Kurses bekommen. Diese Exkursionen sehen sowieso jedes Jahr gleich aus.

Ich schloss den Block und warf ihn auf den Bücherstapel. Er landete ziemlich schief, und ein dünner Brief fiel daraus auf den Boden.

Ich blickte das weiße, kalte Papier des Briefumschlags an. Erst jetzt fiel mir auf, dass es darauf keine Briefmarken gab. Nur die weiße Leere und ein einsames Logo. Drei schwarze, parallele Linien durchzogen einen gelben Kreis und gingen von einer Seite ein paar Millimeter über den Kreisrand.

Immer diese Forschungsunternehmen. Immer in der Hoffnung, irgendwelche armen Studentchen für ihre Experimente zu finden. Nutzten deren Finanzlosigkeit und heuchelten Interesse an jugendlichem Engagement. Aber nichtsdestotrotz, Geld, wie traurig das es auch sein mochte, war ein überlebenswichtiges Mittel, vor allem für Studenten.

Mein Interesse weckte jedoch etwas anderes. Sie meinten, die Annahme zu ihrem Projekt erfolge ohne die Möglichkeit für eine zukünftige Kündigung. Und sie meinten, die Folgen der Experimente seien noch nicht ganz erforscht und könnten gefährlich und irreversibel sein.

Da war definitive etwas Neues. Normalerweise versuchten sie die Menschheit davon zu überzeugen, wie nötig ihre Erfindungen seien und wie ungefährlich und einfach deren Nachweis sei. Hier aber verriet der Brief kaum etwas zur Thematik der Forschung. Sogar im Ge-

genteil. Fast in jedem zweiten Satz stand, dass sie im Notfall keine Verantwortung vor den Familienmitgliedern übernahmen, dass dieses Gebiet noch nicht ganz erforscht sei und dass man vor der Teilnahme am Projekt sich unbedingt die möglichen Folgen bewusst machen sollte.

Was auch immer sie damit erreichen wollten, dies weckte meine Interesse sehr, und ich sendete meine Anmeldung ab.

Fast sofort bekam ich auch die Antwort, in der stand, ich könnte nach einer kurzen Vorwarnung jederzeit vorbeischaun und mir alles angucken. Die Schnelligkeit des Briefs brachte mich auf den Gedanken, dass die Konkurrenz wohl nicht so hoch sei, was die ganze Situation um dieses Forschungsunternehmen noch unverständlicher machte.

Ich schaute noch einmal den komischen Brief an, schmiss ihn auf den Tisch, der nach einer weiteren Woche im Studium schon wieder in Unordentlichkeit versank, und lehnte mich wieder in den Stuhl.

Der Wind presste ein hilfloses Blättchen gegen das Glas meines Fensters, und ich beobachtete eine Weile, wie er versuchte, es von einer Ecke der Glasscheibe langsam zur anderen zu schieben. Das erinnerte mich daran, wie manche, vom Feiern am Wochenende noch nicht klar oder gar noch betrunkene Studenten montags sich widerwillig in die Universitäten zwangen.

Und das orangene Blättchen erinnerte mich an noch etwas. Nämlich an Evys mit Herbstblättern bemaltes Heftchen mit Vorlesungsmaterialien, das sie mir zum Abschreiben ausgeliehen hatte. Eigentlich sollte ich es ihr noch gestern zurückgeben, aber sie war selber schuld, dass sie nicht in der Universität erschienen war. Ich würde sie doch nicht jetzt durch die ganze Stadt suchen. Aber gut, vielleicht sollte ich ihr zumindestens eine Nachricht schreiben.

Doch als ich meine Hand nach der Schublade ausstreckte, hörte ich einen lauten Klang, der anscheinend von der Küche ausging. Oh, wenn sie schon wieder die Küche kaputt machten!

Dem vorherigen folgte ein neuer Klang und ich erkannte hohe Noten des Zerbrechens. Ich verdrehte die Augen und ging aus dem Zimmer.

Auf der Treppe erreichten mich die Stimmen von meinen Nachbarn aus der Wohnungsgemeinschaft.

„Ah, du bist absolut unverbesserlich ...“

Wenn ihre Stimmen beim Schreien nicht so hoch gehen würden, dass man sofort Kopfschmerzen bekommen musste, würde ich die Streitereien möglicherweise sogar ganz amüsant finden. Wobei, bei diesen supertheatralischen Szenen litten nicht nur meine Ohren, sondern auch dazu meistens die Küche und alles sich darin Befindende. Und eigentlich jedes andere Gemeinschaftszimmer in dem Haus, das in dem für alle Mitbewohner ziemlich ‚glücklichen‘ Moment frei gewesen war.

Ein paar Stufen vor dem Ende der dunklen Treppe blieb ich stehen und lehnte mich müde gegen die Wand. Ich wartete auf einen Wendepunkt des netten Konversationschens, einen passenderen Moment.

Mein Nachbar murmelte etwas Unzusammenhängendes. Das Geräusch des zerbrechenden Geschirrs wiederholte sich mit neuer Kraft. Die von der Anspannung hohe Stimme des Mädels versank in dem edlen Klang des Zerbrechens. Ein paar von den weggeflogenen Keramikteilchen stoppten mir zuwinkend neben der Treppe. Wenn sie wirklich das Ziel verfolgte, ihn umzubringen, warum griff sie nicht sofort nach den Messern? Lagen sie nicht in der Schublade darunter? Da musste man den Arm sogar nicht so sehr ausstrecken wie für die oberen Regale mit dem Geschirr. Verstand sie nicht, dass sie damit auch ihre Nerven, meine und auch die von allen anderen Nachbarn für die Zukunft ein für alle Mal retten würde?

„Na dann, wenn du so die ganze Zeit zu mir bist, wirklich, ich will mir das nicht mehr antun, da zieh ich aus diesem Dreckshaus lieber aus!“

Dies brachte mich zum Lächeln.

„Oh, endlich kam zu mindestens eine schlaue Idee ...“, sagte ich leise und monoton und machte einen Schritt aus meinem Versteck in die Küche.

Vor mir entstand, wie ein Ölgemälde, das Bild von Terry und seiner Freundin Micki, meinen Nachbarn.

Der Kerl stand hinter dem Kühlschrank in einer Ecke des Zimmers. In einer seiner Hände befand sich eine halb zerbrochene Tasse. Aus einem leichten Kratzer an derselben Hand tropften, wie Rubinperlen, einzelne Bluttröpfchen.

Micki war also eine Stufe weiter in die blutige Richtung des Streits gestiegen. Vielleicht kam es auch bald zu den Messern.

Das Mädels stand in der anderen Ecke der Küche neben den Regalen. Auf dem Herd hinter ihr sah ich einen Becher mit Kaffee, beziehungsweise nur noch zum Teil mit Kaffee, da der größere Teil des Inhalts sich nun auf dem Herd und dem Regaltisch daneben befand.

Beide Gesichter schauten mich überrascht, wie gerade aufgewacht, an. Den Raum füllte Stille. Ich wusste gar nicht mehr, warum ich eigentlich hierher gekommen war. Ah ja, stimmt, um die Küche zu retten. Na gut, jetzt war hier kaum noch was zu retten. Jedoch fand ich die Situation ziemlich unterhaltsam. Letztendlich war es auch meine Küche, und ich hatte das volle Recht, auch hier zu sein.

Ich schaute die beiden an. Bevor Micki aus der Trance erwachen und mir eine neue Portion ihrer hohen Stimme schenken konnte, unternahm ich einen Versuch zum Reden.

„Äh, Leute, ich wollte euch nicht stören, redet ruhig weiter“, mein Blick fiel auf den Kühlschrank, „... ich wollte mir eigentlich nur Wasser holen.“ Ich lächelte breit und unschuldig, als hätte ich gar nicht gemerkt, dass hier ein Streit stattfand.

Micki bekam ihre Gedanken langsam in den Griff. Ihre Augen durchbohrten meinen Rücken, als ich entspannt über das zerbrochene Geschirr auf dem Boden zu dem Kühlschrank lief.

„Warte, was hast du gesagt?“, fragte sie, jedes Wort mit einer Pause vor dem nächsten unterstreichend.

Ich öffnete die Tür des Kühlgeräts.

„Ich wollte mir Wasser holen.“

„Ich meinte davor!“

Da es Wasser in seinen Normalzustand nicht gab, entschied ich mich für Cola. Ich schloss die Tür und drehte mich langsam um.

„Ah davor. Na davor meinte ich, dass es eine endlich mal gute Idee von dir war.“ Ich starrte das Mädels mit einem kalten Blick an. Ich wusste, Micki war kurz vorm Explodieren.

„Aha ... Na gut ... Dann setze ich die wunderbare Idee doch mal auch um.“

Sie atmete schwer aus, drehte sich schroff um und verließ den Raum. Ich bemerkte nur noch ihre glänzenden Schuhe, bevor sie auf die Treppe abbog.

„Viel Spaß! Ich werde dich vermissen ... wobei, vielleicht mein Geschirr doch eher“, schrie ich ihr hinterher.

Terry schaute mich fassungslos an. Ich lehnte mich gegen den Kühlschrank und öffnete grinsend die Flasche.

„Ey, Mensch, und was hast du jetzt erreicht? Jetzt ist sie definitiv weg“, sagte er mit seinem typischen tiefen Ton.

„Oh, ehrlich, wie oft streitet ihr euch? Morgen ist sie wieder da.“ Ich machte ein paar Schlucke.

„Und selbst wenn nicht, dann habe ich unsere Nerven, Ohren, wahrscheinlich alle zerbrechlichen Kleinigkeiten und das wichtigste, dass Geschirr gerettet“, zuckte ich mit den Schultern.

„Aha, danke Jaden, das war sehr sehr ... hilfreich.“ Terry ließ sich auf einen Stuhl sinken.

„Bitte, bitte“, sagte ich, „und jetzt muss ich dich leider verlassen.“

Terry lieferte keine Reaktion. Ich brauchte auch keine. Ich verließ die kleine Küche, und einen Moment später machte ich die Tür meines Zimmers zu.

Der Ordnerstapel strahlte mich mit seiner demotivierenden Wissensausstrahlung an. Wahrscheinlich würde es heute doch nichts mehr dem Arbeiten werden.

Plötzlich hörte ich das Handy vibrieren. Eine Nachricht von Kiran. Und davor auch ein paar ungelesene von ihm.

»Jade, bist du eingeschlafen, oder was?“«

Ich scrollte nach oben, um die vorherigen Nachrichten zu sehen.

»Ey, Junge, sag bitte nicht, dass du wieder in deinem Lernkram versunken bist; Jan hat eine Feier organisiert; ja, es sind hier auch nicht alle die coolsten Menschen, die man sich wünschen könnte; aber wir sind nicht zu viele; es ist nicht anstrengend und Nico ist wieder für die Musik zuständig; und hey, das ist doch Freitag, lass dich doch nicht von Uni-Langweile ersticken; so, ich erwarte dich jetzt in der Chesterstraße 2, komm einfach, erschrick dich nicht, ich werde dich schon empfangen; ah, und nimm noch Rollschuhe mit; du hast doch Rollschuhe? Ich hoffe mal ja, aber wenn nicht, dann werden wir bestimmt etwas in dem hier Vorhandenen finden; aber auf jeden Fall komm, jetzt, sofort «

Das alles war mindestens in 10, wenn sogar nicht mehr, kleinere Nachrichten aufgeteilt und nacheinander abgeschickt worden.

Ich startete den Bildschirm an. Rollschuhe? Was hatten diese Menschen sich da wieder ausgedacht? Und außerdem war ich sowieso kein Freund von Feiern. Viel zu viele Menschen und viel zu laut. Aber Kiran kannte mich, und er würde keinen zu etwas zwingen, wenn es sich nicht lohnte. Da konnte man sich tatsächlich auf ihn verlassen.

Mein Blick fiel wieder auf meinen Tisch. Innerlich ging ich die Liste von Aufgaben durch, die darauf warteten, erledigt zu werden. Und dann dachte ich an das vielleicht schon ehemalige Pärchen von eben.

Oh, diese Menschen. Und dann gab es noch andere Nachbarn, die sehr wahrscheinlich am Freitagabend nicht die ruhigsten Aktivitäten vorhatten. Hier würde ich keine Chancen auf ein erfolgreiches Arbeiten haben. Und in die Bibliothek zu gehen, würde sich auch nicht mehr lohnen.

Und ich dachte an Evys mit Herbstblättern bemaltes Heftchen. Wenn Kiran da war, war bestimmt auch die Marta da. Und soweit ich mich erinnern konnte, war Evy mit ihr ziemlich befreundet. Na ja, mehr oder weniger. Genug jedenfalls, um zusammen auf einer Feier aufzutauchen.

Das war bestimmt nicht der Hauptgrund, vielleicht eher ein Versuch, mich selber von der Vernünftigkeit meiner Entscheidung zu überzeugen, aber ich nahm mein Handy und schrieb Kiran, dass ich in einer Stunde da sein würde. Letztendlich braucht man die Ablenkung auch. Ich schlug nach, wo sich die Adresse befand und fand heraus, dass ich es gut mit dem Bus, einmal umsteigen und ein bisschen Laufen erreichen konnte. In dem Teil der Stadt war ich noch nie gewesen, beziehungsweise nicht oft genug, um mich an ihn gut zu erinnern. Also war ein kleiner Abendausflug auch sinnvoll, da man zumindestens etwas Neues kennenlernen konnte.

Und schon wieder dieser Hang zu rationalen Ausreden. Mein eigenes Denken brachte mich manchmal zum Lächeln.

Ich nahm meinen Rucksack und überlegte, ob ich tatsächlich noch Rollschuhe mitnehmen sollte. Was auch immer Kiran und die anderen da geplant hatten. Nach einem kurzen Zögern holte ich die Roller raus und packte sie ein. Dann warf ich Evys Heftchen noch in die Tasche und verließ mein Zimmer.

Als ich an Terrys Tür vorbeilief, überlegte ich kurz, ob ich ihm vorschlagen sollte, mitzukommen. Es würde ihm auch nicht schaden, den Abend in einer besseren Gesellschaft als mit sich selber zu verbringen. Jedoch, als ich schon zum Klopfen stoppte, realisierte ich, dass die Tür abgeschlossen war und dass es drinnen zu leise für das Vorhandensein einer Person war.

Auf der Treppe zum Erdgeschoß traf ich plötzlich auf Sam, einen Kerl des dritten Semesters, dessen Ohren ich tatsächlich noch nie gesehen hatte – er trug immer und ohne Ausnahmen Kopfhörer.

Da ich auf der schmalen Treppe keinen Ausweg sah, ihm zu entfliehen, begrüßte ich ihn und machte paar schnelle Schritte zur Tür. Sam wollte aber die Möglichkeit zum Reden nicht so einfach aufgeben.

„Ah, Jaden, was geht eigentlich? Übrigens, ich wollte noch sagen, also ich weiß nicht, ob du es schon mitbekommen hast oder nicht, ich meine, ich habe das schon mitbekommen, ob die anderen auch, weiß ich nicht, aber ich habe davon gehört, dass irgendwelche Typen so Menschen in Studentenalter, also weißt du, unserem Alter, irgendwie für sich gewinnen wollen, wie genau weiß ich zwar nicht, aber damit du's weißt, wollte ich einfach ...“

Mein Gehirn schaltete schon nach dem ersten Satz ab. Sams monotones Reden könnte wirklich zum Einschlafen genutzt werden.

„Eeh, nee, ich habe nichts davon gehört. Hmm, Sam, ich muss eigentlich leider gehen, weiß du, Bus und so“, und ohne auf eine Antwort zu warten, drehte ich mich zu der Tür um und verließ das Haus. Ich hörte noch Sams Stimme mir hinterher schreien: „Sei vorsichtig mit den Menschen mit gelben Ausweisschildchen!“, aber mein Gehirn verarbeitete diese Information nicht mehr.

Ich ließ die kühle Abendluft meine Lungen füllen und spazierte zu der Haltestelle. Der Bus kam erstaunlicherweise bald, und schon nach einer Dreiviertelstunde stand ich vor einem fünfstöckigen, alten, vom Ziegelstein braunen Reihenhauses und schaute das Straßenschild „Chesterstraße 1-7“ an der Fassade an.

Der Stadtteil gehörte früher zum Industriegebiet, und die Häuser hier waren alle dem Fabrikstil angepasst. Überall Mauerwerk, kaum Bäume, gräulich-braune Töne, dunkle Eingänge mit Metalltüren.

Das lebendige Vorhandensein des jüngeren Teils der Bevölkerung lies sich jedoch auch erkennen. Die Wände der Erdgeschosse und teilweise auch der ersten und zweiten Stockwerke durchzogen bunte Linien und Flächen der Graffiti-Kunst.

Ich bekam das Gefühl, hier wäre es dunkler, als würde es dämmern. Jedoch war der Himmel über mir noch ziemlich hell.

„Jade! Mensch! Ey, ich muss sagen, ich bin echt stolz auf dich. Ich habe echt nicht daran geglaubt, dass du kommst.“

Ich hörte den metallischen Klang der sich öffnenden Tür, und im nächsten Moment sah ich rabenschwarze Haare und das breite Lächeln meines Freundes.

„Kiran, wieso hier? Du verstehst schon, dass du einen guten und überzeugenden Grund jetzt brauchst?“ Ich schlug mit meiner Faust gegen seine zu mir ausgestreckte. Er grinste und zog mich zu der Tür, auf der eine metallische 2 hing.

„Oh, und das, Jade, wirst du gleich rausfinden.“

Ich zuckte mit den Schultern und folgte Kiran, der schon in der Dunkelheit des Korridors verschwand.

Das Haus sah unbewohnt aus. Die Wände drinnen waren ungepflegt, rau und aus Beton. Sie strahlten diese steinige Kälte aus. In der Luft konnte man die unfrische Feuchtigkeit der alten Häuser riechen. Ich spürte, wie auf meinen Armen Gänsehaut entstand.

Kiran stolperte über etwas im dem abgedunkeltem Treppenhaus. Dem folgte ein dünnes Quietschen und dann ein stumpfes Geräusch von etwas Wegrennendem und Kleinem.

„Ah, stimmt, ich wollte noch sagen, bewahre dich vor Ratten“, hörte ich, wie mein Freund über seine Schulter zu mir nach hinten lachte. „Sie sind hier schon nicht wenige. Aber habe keine Angst, das ist nur in den ersten paar Stockwerken.“ Und er beschleunigte sich, sprang über ein paar Stufen und rannte die Treppe hoch. Ich hatte keine Wahl, außer ihm zu folgen.

Als wir das letzte Stockwerk erreichten, bog Kiran jedoch zu dem Ausgang auf das Dach ab und kletterte die schmale Leiter hoch. Jetzt bemerkte ich auch die Musik, die sich auf dem

oberen Stockwerk ausbreitete. Mir war es schon bekannt, dass manche ihre Feiern auf den Dächern organisierten, selber hatte ich aber solche noch nie besucht. Kiran wollte mich scheinbar ein bisschen weiterbilden. Oh, diese viel zu sozialen Menschen!

Ich kletterte auch nach oben und stieg im nächsten Moment auf den harten, jedoch von der scheinenden Untergangssonne warmen Boden des Gebäudedaches. Vor mir eröffnete sich ein Bild, das ich trotz meinen Vorurteilen für die Feiern sogar als schön und fast schon inspirierend beschreiben könnte. Jetzt kam auch die Erkenntnis, warum man die Rollschuhe mitbringen sollte.

In einer kleinen Nische, die eine gute Aussicht auf die vorliegende Stadt bot, montierte jemand Rollschuh- und Skateboardausstattung. Ein paar kleine Trampoline und kurvenartig gebogene Metallblätter bildeten einen kleinen, verketteten Parcours. Die Nische war außerdem mit einem Netz umrandet, anscheinend damit kein zu mutiger Adrenalinsüchtiger nach einer nicht passenden Pirouette vom Gebäude flog.

Auf der Dachseite gegenüber der Parcoursnische befanden sich die für eine Feier typischen Sitzgelegenheiten. Es gab ein paar breite und ziemlich hohe Betonstufen, die sich über die ganze Breite des Gebäudes zogen. Darauf befand sich eine Menge von Kissen und Matratzen. Daneben war auch eine kleine Musikecke mit Equipment und vielen Bierkästen.

Ich erkannte Nicos entspannte Gestalt. Mit Kopfhörern und einer Flasche in der Hand stand er neben einer großen Musikbox, sich auf sie lehnend, und plauderte mit paar Menschen, deren Gesichter mir zum Teil von der Uni bekannt waren.

Ich scannte den relativ kleinen Ort und erkannte überraschend, dass es tatsächlich, wie auch Kiran davor gemeint hatte, wenig Menschen hier gab. Maximal 15 bis 20, was für eine Universitätsfeier ziemlich unglaublich war. Und alle waren mehr oder weniger aus unseren oder parallelen Kursen. Keine fremden Menschen. Keine komischen Begegnungen.

Mein Freund stand neben mir und erblickte stolz das Dach vor ihm.

„Und? Gar nicht mal so schlecht, oder? Oder brauchst du noch irgendwelche überzeugenden Argumente?“, sagte er zu mir.

Ich lächelte. „Okay, okay. Hast Recht, hier ist es tatsächlich nicht schlecht. Nicht perfekt, perfekt wäre ohne Menschen, aber definitiv nicht schlecht.“

„Na gut, dann komm“, Kiran nickte zu den Stufen, mir befehlend, dass ich dahin laufen sollte. Selber ging er zu den Bierkästen, tauschte paar Worte mit jedem, der ihm auf seinem Weg begegnete aus, und nach einem kurzen Aussuchen der Flaschen kam er zu mir auf die Betonstufen.

Er drückte mir das Bier in die Hand und lehnte sich selber seufzend mit dem Rücken gegen die Wand. Ich trank einen Schluck und spürte den kalten, bitteren Geschmack, der sich fein in mir verbreitete. Die Stadt vor uns versank langsam in den gräulich warmen Farben des Sonnenuntergangs. Einzelne einsame Lichter in den zahlreichen Fenstern fingen an, aus der grauen Betonmaße aufzutauchen.

„Sieht schon schön aus, irgendwie fast utopisch, oder?“, murmelte Kiran vor sich hin.

Ich musterte hypnotisiert die rote Horizontlinie hinter dem Netz der Nische. Das dumpfe Geräusch der Reibung von Rollen auf der Parcoursoberfläche vermischte sich mit Nicos gemixter Musik.

„Ja, was ist aber eigentlich utopisch?“

„Ooh, Mensch“, lachte Kiran. „Na ja, keine Ahnung, perfekt vielleicht. Wobei nee, perfekt ist es definitiv nicht. Vielleicht dystopisch perfekt, ... oder unperfekt utopisch. Ah, keine Ahnung, Jade, einfach schön.“

Ich fand es immer wieder lustig, wie er sich selber in seinen Gedanken verlor. Ich sah, wie er überlegend die grau-orangene Tiefe vor sich anstarrte.

„Warte, ich weiß, es ist wie in der Zeit eingefroren. So statisch aber auch so veränderbar, auf diese Art und Weise, wo wir einfach nicht mehr in der Lage sind, es mitzuverfolgen.“

Ich grinste.

„Gut, und was ist denn die Zeit?“

Kiran unterbrach seine Weltbewunderungen, drehte langsam seinen Kopf zu mir und hob eine Augenbraue.

„Nicht dein Ernst jetzt, oder?“

Ich lachte. Er schüttelte seinen Kopf und grinste auch. Und ich fokussierte meinen Blick verträumt auf die letzten vergehenden Strahlen der untergehenden Sonne.

„Ich glaube, Zeit ist nichts“, sagte ich, „aber auch irgendwie alles. Zeit heilt nicht, tut nicht weh und tut auch generell nichts von dem, was ihr alles zugeschrieben wird.“ Ich machte wieder einen Schluck und spürte die bittere Kälte. „Sie verändert sich nicht. Sie lässt sich nicht beeinflussen. Sie verläuft nicht schneller oder langsamer, je nach bestimmten Situationen. Sie wird nie schneller oder langsamer verlaufen, egal was man mit ihr veranstaltet. Die Zeit bleibt einfach Zeit. Für immer. Und genau da ist der paradoxe Moment, nicht wahr? Denn ‚immer‘ ist auch ein Teil der Zeit.“

Die letzten Strahlen verschwanden hinter dem Horizont. Das nebelartige Licht der Straßen stieg und bildete lineare Muster zwischen den dunklen Gebäuden. Kiran nickte, wie in einer Trance.

„Das stimmt. Es ist auch manchmal gruselig, wie sie vergeht. Wie lange kennen wir uns schon? Seit Jahren eigentlich, mehreren Jahren. Und die Sonne steigt weiter über dem Horizont und misst einen Tag nach dem anderen ab.“

Ich murmelte etwas Zustimmendes, aber im Kopf hatte ich jetzt nur noch die Sonne. Kiran hatte Recht, sie steigt und sinkt herunter. Ein Tag nach dem anderen. So eine geschickte Diktatur der Zeit. Wie eine Vorgabe, an die sich alle Uhren halten müssen. Denn es ist die Sonne, die unser Leben misst.

Und ich dachte, was misst denn die Zeit für sie? Denn die Sonne hat keine Tage und Nächte. Keine Sonnenauf- und untergänge. Sie ist gefangen in dem einen kleinen Freiraum, einer Lücke ihrer eigenen Diktatur.

Und ich dachte an all das, was ich noch alles machen könnte, hätte ich die Zeit anders genutzt. An all die Fehlentscheidungen, all die Gedanken, all die Menschen.

Kiran stellte seine Flasche ab, sie verlor aber das Gleichgewicht und rollte klirrend weg. Ich schaute meinen Freund an und versuchte das Gespräch in eine andere Richtung zu lenken.

„Ah, wie ist es übrigens mit Kaylie ausgegangen? Hat sie dich dann gekriegt oder gewannst du wieder das Wettrennen gegen sie?“

„Oh, klar. Du weißt doch, meine unwiderstehliche Sympathie und die Charakterstärke. Da hat ja keiner eine Chance.“ Er erhob geschauspielert stolz den Kopf und ging mit der Hand durch seine rabenschwarzen Haare, so dass sie chaotisch in alle Richtungen zeigten.

„Ich glaub eher, das waren die lange Beine, die dich gerettet haben“, grinste ich. Meine Versuche, die aus den Tiefen meiner Seele aufsteigenden Erinnerungen zu unterdrücken, schienen von Kiran erkannt zu werden. Er entspannte sich wieder und blickte mich mit weit geöffneten, hoffnungsvollen Augen an.

„Jade, alles gut?“

Ich seufzte und blinzelte in den Raum starrend.

„Klar“, antwortete ich.

Kirans Augen musterten mich streng. „Jaja, ich seh’s. Sag mal, wann warst du denn das letzte mal dort?“, fragte er. Ich verdrehte die Augen.

„Das ist eigentlich schon egal, ich kann das nicht mehr ändern. Manche Entscheidungen sind einfach unumkehrbar.“

„Oh Mensch, natürlich kannst du es ändern. Das Ende, wie radikal es jetzt auch klingt, kam ja noch nicht. Deine Handlungen jetzt, das ist das, was wirklich wichtig ist.“

„Ja, klar – aber wenn man vorher die Entscheidung schon getroffen hat ... Man kann ja nicht zurückreisen und alles wieder ändern, weißt du. Oder warte, sag mal, du hattest be-

stimmt schon mindestens eine Situation, bei der du später dachtest, man sollte da vielleicht doch anders gehandelt haben, oder?”

Kiran zog ein langes, überlegendes „Jaa”.

„Na siehst du, und jetzt sag mir mal bitte, hättest du damals die Wahl gehabt, hättest du echt anders gehandelt?”

Kiran blickte mich traurig an. „Na ja, aber hat man nicht immer die ...“

Das Ende seines Satzes wurde durch ein fröhliches Rufen unserer Namen unterbrochen. Der sanften Stimme folgte Martas schmale Gestalt. Sie hatte ihre typischen Feierklamotten an: zerrissene, tief gesetzte Jeans, netzartige Strumpfhosen, die ihr über die Taille liefen, und ein kurzes, halb durchsichtiges, türkises Shirt mit einem schwarzen Top darunter. Sie lächelte uns kurz an und ließ sich auf die Stufe neben Kiran sinken.

„Na, was geht, Jungs? Wollt ihr euch nicht auch unseren wunderschönen Parcours geben?”

„Oh, danke, danke. Aber siehst du nicht, wie sehr wir hier beschäftigt sind?”, sagte Kiran mit einem schlaun Blick und nickte auf seine weggerollte Flasche.

Marta hob skeptisch eine Augenbraue und kickte mit ihrem Fuß die Flasche noch weiter weg.

„Ah ja, ich seh’s. Euch wegen eurem viel zu hohen Grad der Unglaublichkeit zu besaufen. Ich seh’s, ihr macht’s sehr hervorragend.”

Sie stand wieder auf.

„Na dann, soll ich euch ein bisschen mehr Mittel dazu spendieren?”

„Was, noch mehr von unserer Unglaublichkeit?”, sagte Kiran verwirrt.

Marta verdrehte die Augen.

„Oh, Bier?”

„Ja, danke, mein Mädchen“, sagte Kiran sie anlächelnd.

Marta wandte ihren Blick mir zu. „Dir?”

Ich schüttelte den Kopf. „Nee, danke.”

Sie zuckte mit den Schultern, drehte sich um und ging weg.

Kiran schaute mich wieder an. „Also, wo waren wir. Jade, das ist alles natürlich deine Sache, aber hey, ich habe langsam das Gefühl, du versuchst, vor deinen Problemen wegzurennen, nicht sie zu lösen. Aber Junge, du wirst nicht für immer rennen können.”

Ich schaute ihm in die Augen. Sie leuchteten mit dieser für ihn typischen, familiären Brüderlichkeit. Vielleicht hatte er auch Recht. Aber ich konnte es einfach nicht akzeptieren. Sie alle wussten nicht, wie es mir ging, wie es war, in solcher Position zu sein. Alle diese Versuche, mich aus meiner Lage zu retten. Man hatte da fast schon das Gefühl, dein Leben würde dir nicht gehören. So fremdbestimmt. Obwohl man auch manchmal einfach abschalten und den vorgegebenen Anweisungen folgen möchte. Was für ein hoffnungsloses Irrtum, nur ein Versuch, die Verantwortung für eigene Entscheidungen zu vermeiden.

Kirans tiefe Augen fixierten mich traurig.

„Kiran bitte, nicht ...“, fing ich an, wurde aber fast sofort unterbrochen.

Marta kam zurück, zusammen mit Nico und Evy. Jetzt wurde es tatsächlich zu eng bei diesen ganzen Menschen hier.

Nico und Marta verteilten die mitgebrachten Getränke. Evy machte die Schnürsenkel ihrer Rollschuhe auf.

„Ey ey ey, Leute, was ist das für eine schreckliche Atmosphäre? Mensch, es ist das Wochenende! Wir sind auf einer Feier, was ist los?” Nico machte seine Flasche auf und scannte einen nach dem anderen durch bevor ein einen Schluck machte.

„Ey, und was stimmt eigentlich nicht mit Jaden?”, fragte er.

Sein und der Blick des Mädels fielen auf mich. Die Situation ging mir langsam auf de Nerven. Ich stand auf.

„Nichts”, antwortete ich etwas härter, als es eigentlich geplant war.

Ich sah, wie Kiran wegschaute. Sein Blick blieb immer noch bedauernd traurig. Ich verdrehte die Augen.

„So, ich glaube ich gehe jetzt lieber“, ich drehte mich um, und dann fiel mir etwas ein. Ich kam zu Evy, holte ihr Notizheftchen raus, das sie mir ausgeliehen hatte und drückte es ihr in die Hände. Sie starrte mich fassungslos an.

„Gut, dann, viel Spaß euch noch. Ich gehe.“

Ich wusste, dass meine Stimme zu hart und unhöflich klang, aber mir war es egal. Ich drehte mich um und ging in Richtung des Ausgangs vom Dach.

„Warte, Jade!“

Ich warf einen Blick zurück. Kiran stand auf und blickte mich von seinem Platz aus an, als ob er alleine durch sein bedauerndes Anschauen mich zurückzuholen hoffte. „Jade, bitte, geh zu ihm. Und tu dir nichts Schlimmes an. Renn nicht vor deinen Problemen weg. Du wirst nicht für immer rennen können.“

Ich führte meinen Blick weg. Irgendwie war es viel einfacher zu gehen, wenn ich Kirans mit Traurigkeit mich verurteilenden Blick nicht sehen konnte. Ich atmete tief ein und kletterte die Leiter herunter.

Draußen blieb ich neben der Tür mit der metallischen 2 stehen und lies einen tiefen, kühlen Luftzug durch meine Lunge gehen.

Hah, ich rannte vor Problemen weg? Als ob die Probleme den Wert hätten, sich mit ihnen zu beschäftigen!

Er meinte, ich sollte mir nichts Schlimmes antun. Wie fürsorglich! Und warum war ich so herzlos? Warum wollte ich immer allen und vor allem auch mir selber beweisen, sie hätten keine Macht über mich. Warum wollte ich immer entgegengesetzt des Vorgeschiedenen handeln?

Ich starrte noch eine Weile überlegend in den Raum vor mir. Orangene Blättchen fielen in einem nur ihnen bekannten Tanz nach unten zur Erde.

Ich holte langsam mein Handy heraus und fand die Nachricht von dem Forschungsunternehmen, dem ich meine Anmeldung geschickt hatte. Gesteuert durch meine Emotionen tippte ich schnell ein, dass ich am Wochenende vorbeikommen könnte und schickte die Nachricht ab. Eine automatische Zustimmungsnachricht erschien auf dem Display.

Ich grinste. Oh Kiran, du wirst mich nicht immer retten können.

Dann packte ich mein Handy weg, steckte die Hände in die Taschen und ging zum Bus, überlegend, wie lange ich jetzt nach Hause brauchen würde.

Ich stand vor dem Eingang zu einem ziemlich altmodischen Gebäudekomplex und starrte nach oben in die düsteren, obskuren Fenster. Es gab hier weder Schilder, die die das Interesse von Vorbeispazierenden erregen würden, noch Werbeplakate, die allen die hochwertige Schlaueheit der hinter diesen Wänden steckenden Arbeit verraten würden. Es gab einfach nichts. Man konnte fast schon denken, dieses Gebäude wäre seit Jahrzehnten nicht mehr besetzt und ruhte nach der langen Arbeit sich jetzt aus. Jedoch die ab und zu leuchtenden, seltenen Fenster und die zwitschernde Rasengießanlage teilten dem Zuschauer das Vorhandensein von Leben hinter den Türen des Komplexes mit.

Der kalte Wind wirbelte durch die Gegend. Ich spürte Gänsehaut auf meinem Nacken. Ich schaute mich kurz nach beiden Seiten der Straße um und ging langsam zu der Tür. Darauf befand sich das einzige Bunte hier in der Gegend. Ein kleines Logo mit einem gelben Kreis und drei schwarzen, parallelen Linien, die von einer Seite über den Rand des Kreises hinausliefen.

Darunter zogen sich zwei Zeilen auf Latein:

„Tempus Matatienibus.“

Matationes Per Tempera Omnia.”

Im meinem Kopf entstand plötzlich Sams Stimme. Er redete damals von Menschen mit gelben Schildchen, bei denen man am besten vorsichtig sein sollte. Meinte er sie? Mich verwirrte überhaupt diese aus nichts entstandene Erinnerung. Ich hörte Sam selten zu, und wenn doch, dann wurde all die bekommene Information meistens sofort gelöscht.

Aber jetzt stand ich vor dieser Tür mit gemischten Gefühlen von Interesse und Unsicherheit in mir und starte überlegend die Tür an. Dann seufzte ich aufgebend, drückte den Türgriff nach unten und betrat den Forschungskomplex.

Drinne fand ich mich überrascht in einem ziemlich modernen Gebäude, das sogar das Gefühl der Laborarbeit vermittelte. Es waren nicht viele Menschen dort, aber alle waren in weißen Kitteln mit festgebundenen Haaren und kleinen metallischen Schildchen neben der Brusttasche. Sie hasteten hin und her mit Händen voller Unterlagen, Ordnern und Laborgeräten, die mir teilweise ziemlich unbekannt vorkamen.

„Mr. Raleigh, Mr. Raleigh! Sie sind doch Jaden R. Raleigh, oder?“

Eine Dame Mitte Vierzig mit fest hinten zugebundenen Haaren und einem müden, dennoch fröhlichen Lächeln eilte zu mir.

„Ja ...“, konnte ich nur sagen.

„Oh, das ist gut.“ Sie stoppte und schaute mich von oben nach unten mit einem einschätzenden Blick an. „Sehr, sehr gut. Ich habe heute ein gutes Gefühl. Ich glaube, beziehungsweise, besser gesagt, ich hoffe, Sie werden uns passen. Kommen Sie her, kommen Sie, ich erzähle ihnen kurz, wie, was und warum und dann könnten wir sogar schon ...“ Sie warf einen schnellen Blick auf ihre Armbanduhr. „Dann könnten wir sogar schon heute den ersten Iter unternehmen. Vor der Zeit werden wir es bestimmt pünktlich schaffen. Also kommen Sie, kommen Sie.“

Und sie nickte mir befehlend zu, ich sollte ihr folgen und ging Richtung eines seitlichen Ganges, auf dem Weg in ihre Unterlagen schauend. Ich hatte nicht groß die Wahl und eilte ihr hinterher.

„Es tut mir leid, aber ich kam gerade nicht ganz mit, was werden wir heute pünktlich schaffen? Warum müssen wir was heute schaffen? Und Entschuldigung, aber was meinten Sie unter Iter?“ Ich versuchte alles zu fragen, was in meinem Kopf noch war, bevor es in Vergessenheit geriet.

Die Frau lächelte mich einfach wieder an. „Iter“, korrigierte sie mich. „Iter. Eine Tour, eine Reise wenn du so willst. Aber alles gut, ich werde jetzt versuchen, dir zumindestens einen groben Einblick zu geben. So, schön, hierhin bitte.“

Wir kamen zu einer weißen Tür. Sie fischte einen kleinen Schlüssel auf ihrer Tasche, öffnete sie und befahl mir lächelnd, hineinzugehen. Dann ging sie selber rein, schloss hinter sich die Tür, ging um den Tisch herum und setzte sich müde hin. Sie nickte auf den Stuhl ihr gegenüber, und ich ließ mich unsicher darauf sinken.

Ich wusste nicht, was ich erwartet hatte, aber dies ging mir gerade zu schnell. Ich schaute mich in dem von uns betretenen Raum um. Es war ein ziemlich typisches Arbeitszimmer. Weiße Wände und ordentliche Holzmöbel. In der Mitte stand ein Tisch. Ein paar kleinere Kakteen und ein einsames, gelbes Blümchen schmückten die Fensterbank. Beigefarbene Ordner, gekennzeichnet mit mir unbekannten Zahlenkombinationen, standen sortiert in den Regalen. Hier war es weder gemütlich, noch abstoßend. Der Raum wirkte eher synthetisch. Als würde man einfach ein Ort brauchen, der typisch arbeitszimmerähnlich aussehen könnte und den man den vorbeigehenden Menschen für Businessgespräche anbieten konnte. Mehr strahlte der Raum nicht aus. Nur seine Besitzerin lächelte mich immer noch fröhlich an.

„Also, Mr. Raleigh. Ich heiße Kim Stewart. Ich bin hier unter anderem für die Koordination der allgemeinen Arbeit und der freiwilligen Interessenten verantwortlich“, fing sie an.

„Gut. Und was ist denn eigentlich die ganze Thematik des Forschens? In der im Brief dazugelegten Broschüre stand nur etwas über die Zeit. Woraus besteht aber das Forschen an sich eigentlich? Und wofür genau brauchen Sie ausdrücklich Menschen im Studentenalter?“

Ich hatte ehrlich gehofft, dass sich keine Skepsis in meine Stimme hineinschleicht.

Mrs Stewart lächelte mit ihrem fast schon chronischen Lächeln wieder. „Ich sehe, Sie haben viele Fragen, Mr. Raleigh. Aber dafür bin ich auch da, um diese Ihnen zu beantworten. Sie hatten Recht, unsere Forschung bewegt sich um die Thematik der Zeit. Wissen Sie denn, was die Zeit überhaupt ist?“

Ich wollte schon eine mögliche Antwort liefern, aber Mrs Stewart wartete nicht auf meinen Beitrag. Wahrscheinlich meinte sie ihre Frage nur rhetorisch, ging es mir durch den Kopf.

Sie fuhr fort. „Zeit ist eine der Dimensionen, in der, zusammen mit den anderen, sich die Existenz des Lebens des Menschen überhaupt ermöglichen kann. Stellen Sie sich ein flaches Blatt Papier vor. Sie könnten einen Strich auf dessen Oberfläche insgesamt in zwei Richtungen ziehen. Einmal entlang der x-Achse und einmal entlang der y-Achse. Alle anderen möglichen Punkte der gesamten Fläche liegen auf einer der tausenden zur x-Achse parallelen Linien beziehungsweise den zur y-Achse parallelen Senkrechten. Da wir die Bewegung auf insgesamt zwei möglichen Richtungen reduzieren können, nennen wir dieses Problem ein zweidimensionales Problem – beziehungsweise das Geschehen in einer zweidimensionalen Welt. Ihnen ist bestimmt bekannt, dass wir Menschen in einer dreidimensionalen Welt leben. Alles, was hier geschieht, alle Gegenstände, die hier sind, alle Aktionen und Reaktionen, alles ist dreidimensional.“

Nun betrachten wir aber die Zeit. Das ist eine weitere Dimension. Sie ist von den anderen abhängig und mit ihnen fest verbunden. Sollten wir diese ändern oder beeinflussen wollen, müssten wir entlang der Zeitachse wandern. Dies ist aber nicht möglich, da sie von anderen abhängig ist, und somit nur schwer einzeln beeinflussbar.

Alleine entlang der Zeitachse kann man aber leider auch nicht wandern. Die ist alleine in ihrer Form nicht für dreidimensionale Wesen, wie eben uns Menschen, bestimmt. Somit entsteht das Problem: Wie könnte man unabhängig von dimensionalen Eingrenzungen die Achse der Zeit trotzdem erforschen?“

Mrs Stewart machte eine Pause, als würde sie versuchen, dramatischer zu wirken. Ich reagierte darauf nicht, mein Interesse war eher auf die kommende Antwort fixiert. Bisher fühlte ich mich noch ziemlich verwirrt.

„So, und hier brauchen wir genau Sie, Mr. Raleigh. Unsere Forschungen haben zum Teil nachgewiesen, dass so was wie Seele beziehungsweise Geist, wenn Sie so wollen, an sich alleine keine Dimensionen besitzt. Zumindestens keine uns bekannte und keine, die durch die eben uns bekannten eingeschränkt werden könnte. Somit könnte man durch die Abspaltung der Seele von dem ihr angehörigen Ausgangssubjekt eine durch die Achse der Zeit zum Transportieren fähige Substanz erschaffen. Diese wird aus der davor dreidimensionalen Form entnommen und in dieselbe, beziehungsweise ähnliche Form an einem anderen Punkt auf der Zeitachse eingesetzt. Bis hierhin klar?“

Die Dame wirkte so, als hätte sie eben das Atom entdeckt. Im Kopf versuchte ich, all das Gesagte in eine vernünftige Form zu bekommen. Seelen, Achsen, Dimensionen. Alles vermischte sich. Ich verstand langsam den Sinn, aber der erschien mir zu unglaublich. Wobei, das würde auch den ziemlich unklaren, warnenden Stil des Schreibens und der Broschüre erklären. Ich neigte meinen Kopf und blickte in die grauen Augen der vor mir sitzenden Frau.

„Sie wollen mir also sagen, ich bin jetzt hier, damit Sie mir die Seele von meinem Sein trennen und diese ins Irgendwo in der Zukunft schicken?“

Mrs Stewart lächelte mit ihrem mystischen Lächeln. Dann, mir immer noch in die Augen schauend, neigte sie ihren Kopf. Ich bekam Gänsehaut.

Mir war es immer noch nicht präsent, dass das alles mit mir passierte. Die alle so gleich aussehenden, weißen Wände zogen sich eine nach der anderen an mir vorbei. Wie in Trance folgte ich einer vor mir laufenden Laborantin, die mich durch die verketteten Labyrinth des Forschungskomplexes weiter und weiter in seine Tiefe führte.

Und wieso war ich jetzt hier? Unglaublich, was ziemlich einfache Entscheidungen mit einem Menschen machen können. Wie viele Fehlentscheidungen hatten wir überhaupt schon in diesem Leben getroffen, nur unter dem sinnlosen Einfluss temporärer Faktoren?

Aber jetzt fiel mir der Satz ein, den ich mal zu Kiran gesagt hatte. Würden wir denn wirklich anders handeln, wenn wir mal die Chance hätten? Denn eigentlich, in dem bestimmten Moment, schien die getroffene Entscheidung genau richtig zu sein. Man sollte nicht bereuen, was man gemacht hatte. Sonst bestand noch die Gefahr, in eine Depression abzurutschen.

Die junge Laborantin bog um die Ecke und stoppte neben einer massiven, metallischen Doppeltür. Sie holte ihre Ausweiskarte hervor und presste sie gegen das kleine Gerät an der Wand daneben. Erst passierte nichts, jedoch dann hörte ich Metallgerassel irgendwo von innerhalb der Tür, und im nächsten Moment öffnete sich widerwillig schwer der große Eingang vor uns.

„Das ist unser Laborbereich. Oder besser gesagt, das, wo das Wunder passiert ...“ Sie hielt kurz inne, und ihr Gesichtsausdruck verwandelte sich leicht ins Angespannte. „... beziehungsweise, lieber passieren sollte.“

Sie ging in den nächsten, ein bisschen schmaleren Flur hinter den Türen und befahl mir, ihr zu folgen. Dazu übergab sie mir eine eigene Ausweiskarte, die mir anscheinend den Eintritt in diesen Teil des Komplexes ermöglichen sollte.

Meine Überlegungen bestätigte die Laborantin. „So, damit kannst du in alle Räume hinein, die für dich wichtig sein könnten. Diese Karte ist einzigartig und nur für dich bestimmt. Du darfst sie keinem übergeben, keinem anvertrauen, generell nichts damit tun. Ich glaube, die Teilnahmebedingungen hat dir Mrs Stewart erklärt.“

Gedanklich blickte ich zurück in das Geschehen vor ein paar Stunden. Mrs Stewart überlud mich mit einer Menge Unterlagen, die es zu unterschreiben galt. Dem folgten die Anweisungserklärungen und Sicherheitsmaßnahmen. Weitere Informationen bezüglich Ablauf des Experiments, meinte die Dame, würde mir von Laboranten erklärt. Ich war sogar froh, das irreführende Reden Mrs Stewarts reichte mir schon für den Tag.

Ich nickte, der Laborantin zustimmend, und wir gingen weiter.

„Weshalb meinten Sie eigentlich, dass das Wunder hier passieren sollte. Warum so eine Aufforderungsform? Hat es denn niemals zuvor geklappt?“, fragte ich.

„Hmm, na ja, du musst verstehen, das alles ist gar nicht so einfach, wie es aussehen mag. Transzeitliches Seelensreisen ist kompliziert und erfordert die Zusammenarbeit von beiden Seiten.“

Sie brach das Reden ab und öffnete gedankenversunken eine weitere Tür. Dahinter befand sich überraschenderweise nur ein kleines Zimmer, das einer Umkleide ähnelte. Hier gab es eine kleine Bank und ein paar weiße Schränke mit Regalen. An dem anderen Ende des Zimmers war eine weitere Tür. Durch die zahlreichen Verschlüsse wirkte sie ziemlich abschreckend.

„So, du kannst dich jetzt hier umziehen. Alles Metallische muss weg. Die Klamotten auch zum größten Teil. Unterwäsche kannst du schon anlassen. Da findest du noch die Kittel. Such dir einen passenden aus, und dann geh einfach durch die Tür weiter. Ich werde auf dich drüben warten. Einfach den Ausweis kurz an dem Scanner erkennen lassen, und es wird sich öffnen.“ Sie schaute kurz auf die Uhr. „So, du hast jetzt maximal eine Viertelstunde Zeit. Es wäre sehr gut, wenn wir es pünktlich schaffen würden. Der nächste Iter-Durchgang ist in ein bisschen mehr als einer Dreiviertelstunde. Und wir müssen dich ja noch anschließen.“

Und sie ging hinaus, noch bevor ich etwas nachfragen konnte.

Um die zehn Minuten später stand ich in einem OP-ähnlichem Kittel, mich total unsicher fühlend, vor der komischen Tür mit den vielen Verschlüssen. Ich nahm die Karte und presste sie auf das kleine Gerät daneben. Nach ein paar Sekunden leuchtete es grün auf und zeigte mir meine Initialen. Und fast genau danach öffnete sich der Eingang zum Kern des Forschungskomplexes, und ich trat hinein.

Vor mir erstreckte sich ein großes Zimmer mit hoher Decke. Ich stand auf der Galerie oben neben den Treppen und blickte hinunter auf die Laboranten. Es waren insgesamt um die zehn Menschen, die von einem Gerät zum anderen eilten und irgendwelche Notizen machten. Auf derselben Höhe mir gegenüber befand sich eine große Uhr. Die Laboranten warfen immer wieder unsichere oder manchmal sogar panische Blicke auf diese. Insgesamt sah der gesamte untere Teil des Raumes einem OP-Raum ähnlich. In der Mitte befand sich ein großer, weißer Lehnstuhl. Drumherum stand die ganze Apparatur. Zahlreiche Schläuche und Kabel hingen aus allen Seiten.

Auf einmal erkannte mich meine Laborantin, die mich hierhin geführt hatte.

„Oh, Jaden, komm doch hierher“, sagte sie zu mir.

Mit schweren Beinen ging ich die Treppe hinunter und legte mich schließlich auf den Lehnstuhl. Wie Wespen kamen alle Laboranten sofort auf mich zu und fingen an, verschiedene Kabel an mir zu platzieren.

Meine Laborantin blieb vor mir stehen. „Okay, also, es funktioniert folgendermaßen. Wir haben jede Woche bestimmte Zeiten, an denen wir die Iter-Versuche unternehmen können. Die ganze Genauigkeit ist deshalb so nötig, damit wir alles für die späteren Generationen dokumentieren können und damit sie später, also für uns in der Zukunft, diese Dokumente nutzen können, um die Verbindung in dem richtigen Moment aufzubauen. Wie ich das schon vorher gesagt habe, hier ist die Zusammenarbeit der beiden Seiten wichtig, wobei wir da auch nicht wissen, ob es diese andere Seite überhaupt gibt.“ Sie verdrehte die Augen.

Ich starrte sie an. „Wollen Sie mir sagen, es hat noch nicht einmal geklappt, auf diese Weise eine Seelenreise zu unternehmen?“

Sie presste ihre Lippen genervt zusammen. „Na ja, es gab ein paar Fälle, wo es fast geklappt hat. Die Personen haben sich aber an wenig erinnert und, hmm, wie soll ich es sagen, es gab auch ein paar Folgen. Aber das war schon länger her, wir verbessern uns jedes Mal, also keine Sorge.“

Diese Nachricht ermutigte mich nicht sonderlich. Ich ging aber zu der nächsten von vielen Fragen, die ich noch an all diese verrückten Menschen stellen wollte. „Wenn Sie hier in der ‚Jetzt-Welt‘ aus mir meine Seele entnehmen, wie, beziehungsweise wo, wollen Sie diese in der ‚Dann-Welt‘ platzieren?“

„Oh, da musst du dir keine Gedanken drum machen. Wir verfügen ja über die Information deiner DNA. Die andere Seite drüben wird sich in deren Welt darum kümmern, einen dir passenden Klon zu erschaffen. Also solltest du, falls du es schaffst, auf die andere Seite zu kommen, dich ziemlich sicher in deinem neuen Körper fühlen.“ Die Laborantin lächelte ermutigend.

In dem Moment steckte mir ein anderer Laborant eine Nadel von dem Tropfenzähler in die Hand, und ich zuckte wie nach einem Stromschlag zusammen. Ich versuchte meine Augen wieder auf die vor mir stehende Frau im weißen Kittel zu fixieren.

„Aber wie können Sie sicher sein, dass es die andere Seite auch tun wird?“, fragte ich.

„Wir gehen davon aus ...“

Ich unterbrach sie. „Stopp, also all das, alles, was Sie hier tun, das alles basiert nur auf der Annahme, jemand in der Zukunft wird sich dazu bemühen, es zu organisieren?“

Die Laborantin verdrehte die Augen. „Ja, weil sie dort definitiv bessere Ressourcen in den naturwissenschaftlichen Bereichen haben.“

Ich war schockiert. „Aber trotzdem, es ist nur eine Annahme.“

Sie antwortete nicht. Ein anderer Laborant presste meinen Kopf gegen das Kissen und klebte Sensoren auf meine Stirn. Jetzt konnte ich nur noch die Decke betrachten.

„Wir schließen dich an alle uns zur Verfügung stehenden Apparate an, damit wir deinen Zustand während des ITERS unter kontrollierten Bedingungen beobachten können. Oh stimmt, Dave, mach die Musik noch an.“

Ich sah sie nicht mehr, aber ihre Stimme war trotzdem ziemlich nah. Jemand, anscheinend ein Dave, drehte den Ton auf. Den Raum füllte das leise Geräusch klassischer Musik.

„Dies brauchen wir auch für eine der Beobachtungen der Reaktionen deines Körpers. So, noch zwei Minuten. Bereite dich vor, es könnte dir vielleicht übel werden. Ah, und solltest mindestens du es schaffen, dorthin zu kommen, bitte, versuche so viel wie möglich in deinen Erinnerungen zu speichern.“

Ich schaute lediglich verängstigt von der ganzen Situation, in die ich geraten war, die Decke an.

„Wir werden abzählen, damit wir den Punkt dokumentieren können, wann genau die Trennung passiert ist“, sagte jemandes Stimme.

Ich blinzelte schnell und presste meine Hände gegen den weißen Stoff des Lehnstuhls. Jemand fing an zu zählen.

Eins. Ich schaute die Fliesen der Decke an. Zwei. Jedes Teil davon war in ein Muster, ein bestimmtes System der Elemente eingelegt. Drei. Die Muster vereinigten sich zu Bildern, zufälligen Darstellungen. Vier. Ich bekam das Gefühl, jemand hatte die Musik leiser gedreht. Ich wollte etwas sagen, jedoch mein Körper hörte nicht auf meinen Willen. Fünf. Ich wusste, dass diese Zahl jetzt kommen sollte, aber ich war mir nicht sicher, ob ich sie tatsächlich gehört hatte oder es mir nur eingebildet hatte.

Und dann wurde es Schwarz, und es kam das Gefühl.

Es fühle sich so an, als ob ich von innen in mich selber eingesaugt würde. Obwohl ich nichts mehr sah, schien es so, als würde sich die Welt verkleinern. Und dann spürte ich das Fallen. Ich fiel, versank in die Tiefe des Nichts, weiter und weiter und weiter.

Ich fiel, aber nicht nach unten, sondern nach oben. Als ob im Raum verloren, als ob gezwungen zum nicht Natürlichen.

Und dann hörte alles auf.

Alles endete genauso plötzlich, wie es angefangen hatte. Das einzige, was geblieben war, war der Schwindel. Ich spürte einen akuten Sauerstoffmangel. Wobei, das Gefühl war eher, als ob ich gar nicht atmen könnte. Unter meinen Augenlidern erblickte ich nur eine unendliche Dunkelheit. Ich versuchte, die Augen zu öffnen, aber es fühlte sich so fremd an. Als würde mein Körper mir nicht gehören. Die Versuche zu blinzeln brachten auch wenig. Ob mit geschlossenen oder geöffneten Augenlidern, die Dunkelheit vor mir lies nicht nach.

„Ey, ey, Blue? Ist er tot?“

Plötzlich hörte ich eine Kinderstimme. Sie gehörte einem kleinen Mädchen. Sie lachte, als ob sie mit jemandem irgendein lustiges Redespiel spielte. Die Stimme klang nah, aber auch so dumpf, als ob sie aus einem tiefen Brunnen käme.

„Rimmi, pscht!“ Diesmal war es ein tiefer Ton, der scheinbar einem Kerl gehörte. „Lass sie doch ihre Arbeit machen.“

Dem folgte ein lautes Rascheln, als ob jemand eine nicht kleine Menge von Metallteilen aus Meterhöhe auf den Boden fallen gelassen hatte.

„Wo sind verdammt mal die Schläuche ...?“

Eine dritte, sehr sanfte, aber auch sehr genervte Frauenstimme kam dazu. Sie hörte sich aber viel näher an. Im ersten Moment erschien es mir sogar so, als würde sie in meinem Kopf klingen. Das Rascheln hörte auf.

„Ey, Tems, mach mal das Licht an.“

Das alles ging mir zu schnell. Ich konnte die Information noch nicht komplett verarbeiten, als alles um mich herum sich plötzlich zu brennendem Blau-Weiß umwandelte. Ich schloß so schnell, wie ich nur konnte, wieder die Augen, jedoch die aus dem Nirgendwo entstandenen blau-weißen Sternchen fingen fröhlich an, auf der Innenseite meiner Augenlider zu tanzen. Ich versuchte, Luft zu holen, aber es wirkte so, als würde mir jemand ein Kissen gegen das Gesicht halten. Ich erstickte. Der gesamte Körper krampfte.

„Ey, Leute, also ich glaube er ist schon tot.“

Die Mädchenstimme kam wieder. Ich nahm aber den Kontext schlecht wahr, alles in mir fing an, sehr weh zu tun. Jeder meiner Muskeln fühlte sich an, als würde er von Tausenden von Nadeln durchstoßen. Ich fing an zu wirbeln. Mich dem Krampf opfernd, streckte ich meine Arme nach vorne. Überrascht spürte ich eine glatte Oberfläche unter meiner Haut.

Die Beine erreichten den Boden, aber da begegnete mir wieder der unbekannte, glasähnliche Stoff. Drumherum war aber nicht die Luft. Eine dichte Flüssigkeit füllte den gesamten Raum von dem kapselförmigen Etwas, in dem ich mich befand, aus.

Diese Erkenntnis brachte ein neues, störendes Gefühl. Die Angst. Sie vibrierte in jedem hier vorhandenen Atom, jedem unsichtbaren Teilchen. Ich versuchte gegen die glatte Oberfläche zu schlagen, jedoch der hoffnungslose Versuch endete mit einem schwachen, durch den Krampf behinderten Berühren der Glasscheibe.

„Mach doch irgendwie das Ding auf. Hat dir dein Vater gar keine Anweisungen gegeben, oder was?“

„Tems, bitte, halt deinen Mund ...“

Ich hörte die Stimmen kaum mehr. Mein Verstand lies nach. Und plötzlich wurde es kalt. Ich spürte, wie das Glas unter meinen Händen sich entfernte. Die Beine hielten mich nicht und ich fiel zu Boden.

Ein brennender Schmerz durchstieß meine Knie. Ich beugte vor mich und fing an zu husten. Kalte, dicke Flüssigkeit entleerte sich aus meinen Lungen. Ich versuchte einzuatmen und spürte schon den süßen Geruch des Sauerstoffs, jedoch brachte es mich nur zu noch stärkerem Husten.

Ich blinzelte schnell paar Mal und hob ein bisschen den Kopf. Überrascht fand ich mich in einem ziemlich dunklen, kleinen Kellerraum. Um die Quelle des davor so hellen Lichtes zu finden, reichte mir aber die Energie nicht aus.

„Oh, er ist ja scheinbar doch nicht so tot“, lachte die Mädchenstimme wieder. Jetzt hörte ich sie aber klar und deutlich.

Neben der einen Wand erblickte ich auch die zum Teil verschwommenen Silhouetten von zwei Menschen: ein dunkelhäutiges, etwa achtjähriges Mädchen mit riesigen, gelben Augen und ein Kerl in mittleren Jahren in einer schwereren Jacke mit Händen in den Taschen.

Noch hustend auf dem Boden, sah ich auf einmal sich mir nähernde schwarze Schuhe. Sie stoppten paar Dezimeter vor meinem Gesicht, und ihre Besitzerin hockte sich zu mir herunter. Das erste, was ich sah, war die unendlich blaue Tiefe. Sie strahlte aus ihren Augen wie das einzige Helle in diesem dunklen Raum.

Sie seufzte müde. „Na, also, Jaden Robin Raleigh. Ich heiße Blue. Willkommen in der Zukunft.“

To be continued...

WALDBODEN

Da ist etwas Kaltes in meinem Nacken. Kalt und feucht. Ich schrecke auf. Alles um mich herum fühlt sich ganz und gar falsch an und noch dazu merkwürdig verdreht. Ich liege auf dem Rücken, der Untergrund ist weder weich noch hart. Er ist uneben und irgendetwas piekst. Gegen das von oben kommende Licht anblinzeln warte ich darauf, dass sich meine Sicht klärt. Ich sehe ein Meer aus Baumkronen, das nur vom Licht des frühen Morgens durchbrochen wird.

Mühsam rappele ich mich auf und klopfe Erde und Tannennadeln von meinen Kleidern. Dabei spüre ich mein Handy in meiner Hosentasche. Gut, wenigstens das ist da. Ich schaue mich um und stelle fest, dass ich mitten im Wald stehe. Um mich herum nichts als Bäume und verdorrtes Gestrüpp, soweit das Auge reicht. Ich verstehe die Welt nicht mehr. Alles, woran ich mich erinnern kann, ist am Abend zuvor ins Bett gegangen und eingeschlafen zu sein. Folglich gibt es keine logische Erklärung für meine aktuelle Situation. Und falls doch, so erschließt sie sich mir jedenfalls nicht.

Ich blicke noch einmal um mich herum, auf der Suche nach einer Waldhütte, einer Straße, einem Stückchen Zivilisation. Doch da ist nichts. Träume ich? Ich zwicke mich selbst in den Arm. Das einzige Resultat ist Schmerz. Alles andere bleibt gleich.

Ich krame mein Handy aus der Hosentasche und bemerke dabei, dass ich immer noch meinen Pyjama trage. Scheiße. Nachdem ich das Handy entsperrt habe, scrolle ich durch meine Kontakte. Das heißt, ich versuche es. Denn in meinem Telefonbuch befindet sich noch genau eine Nummer. Entgeistert starre ich den Namen an: „Nicki“.

Der einzige Mensch, den ich auf keinen Fall anrufen kann. Wenn ich vorher das Gefühl hatte, die Welt nicht mehr zu verstehen, so gilt das nun für das gesamte Universum. Ich schließe die App, öffne sie erneut, doch bekomme dasselbe Ergebnis.

Gut, dann eben direkt die Polizei. Oder den Notruf? Nein, lieber die Polizei. Ich wähle die 110 und warte auf das Klingeln. Stattdessen höre ich ein einzelnes, langes Piepen. Verdammt, kein Empfang. Ich bemerke, wie sich mein Brustkorb immer schneller hebt und senkt. Die Luft, die ich einatme, brennt in meiner Kehle. Ich weiß, dass ich kurz vorm Schreien bin.

„Ruhig“, ermahne ich mich. „Keine Panik. Jetzt bloß keine Panik.“

Ich wiederhole es ein paar Mal, wie ein Mantra. Dann konzentriere ich mich auf meine Atmung. Ich atme tief ein und aus, bis ich das Gefühl habe, dass sich mein Herz wieder halbwegs beruhigt hat. Anschließend stopfe ich das Handy wieder zurück in meinen Schlafanzug. Ich muss wohl oder übel anfangen zu laufen. Was bleibt mir anderes übrig?

Kurz überlege ich, ob ich meinen Ausgangspunkt markieren soll. Aber dann stelle ich fest, dass es eigentlich egal ist. Diese Stelle ist genau so viel gar nichts wie alles andere um mich herum. Also beginne ich zu laufen. Und laufe. Und laufe. Und komme nirgendwo an.

Ich habe wohl bisher immer unterschätzt, wie groß Wälder sein können. Habe gedacht, wenn man bloß lange genug läuft, kommt man schon recht bald an der nächsten Straße an. Da habe ich mich wohl geirrt. Gut, ich habe mich mit Wäldern auch nie groß beschäftigt, Stadtkind, das ich bin. Ich habe den von mir zuhause am nächsten gelegenen Wald, in dem ich mich nun zu befinden glaube, höchstens eins, zwei Mal betreten, und das auch nur zur Stippvisite.

Ich bleibe stehen. Jetzt, da ich nicht mehr in Bewegung bin, merke ich, wie kalt es ist. Ich schaudere. Wie sollte es auch nicht kühl sein, es ist schließlich ein Dezembermorgen. Jetzt vielleicht schon früher Mittag. Auf der Lichtung, auf der ich aufgewacht bin, hat die Sonne noch auf mich hinab geschienen, doch jetzt verdecken die Kronen der Bäume den Himmel fast komplett.

Ich lasse mich gegen einen Baum fallen und gleite daran hinunter. Eine leichte Erschöpfung fällt über mich herein. Mein Magen gesellt sich mit einem Grummeln dazu. Mir entfährt ein leises Stöhnen, und ich ziehe mein Handy wieder hervor. Die Uhr zeigt halb zwölf. Immer noch keine Balken, immer noch kein Internet. Erneut rufe ich die Kontakte auf, und erneut bekomme ich nur einen einzigen Namen als Antwort. Es hat ja sowieso keinen Sinn. Selbst wenn ich sie anrufen wollen würde, was ich definitiv nicht will, würde es nichts bringen, weil ich ja keinen Empfang habe. Trotzdem drücke ich, trotz jedweder Logik, auf die Nummer. Mir fällt einfach nichts ein, was ich sonst noch tun könnte. Umso überraschter bin ich, als ich das Freizeichen höre. Es klingelt lange. Falls sie meinen Namen auf dem Display gesehen hat, hadert sie wahrscheinlich gerade mit sich selbst, unsicher, ob sie mich wegdrücken oder drangehen soll.

Schließlich höre ich ein Knacksen und dann ihre Stimme.

„Hallo?“

Ihre Stimme zu hören ist, wie unter Strom gesetzt zu werden.

„Hallo, Azra?“

Sie meinen Namen sagen zu hören ist zu viel. So viel mehr, als ich aushalten kann. Alles in mir sträubt sich dagegen zu antworten, will einfach auflegen oder zumindest so lange schweigen, bis sie es tut.

„Hallohoo?“

Ich gebe mir einen gewaltigen Ruck.

„Hi.“

Meine Stimme ist total belegt.

„Was ist los? Warum rufst du an?“

Sie klingt verwirrt und ein bisschen kalt. Das ist verständlich. Immerhin haben wir seit fast einem Jahr nicht mehr miteinander gesprochen. Bevor ich den Mut fassen kann, erneut etwas zu sagen, höre ich eine Stimme. Eine unbekannte, weibliche Stimme. Ich kann nicht genau verstehen, was sie sagt, aber ich vermute, es sollte so was wie „Nicki, mit wem redest du?“ heißen. Ohne darüber nachzudenken, frage ich: „Wer ist das?“

Schweigen am anderen Ende der Leitung.

„Das ist Stella“, sagt sie schließlich.

Stella. Sofort hasse ich den Namen Stella. Stella, das klingt nach einem dummen Blondchen, das ständig giggelt, auf und ab hüpfte und generell eigentlich nur mal „experimentiert“. Ich kann nicht glauben, dass sich Nicki auf eine Stella einlässt. Ich muss mich selbst daran erinnern, dass ich Stella ja gar nicht kenne und überhaupt nicht wissen kann, wie sie so ist. Vielleicht ist sie ja schön. Vielleicht sogar sehr schön. Vielleicht ist sie lieb und sanft und unkompliziert. Viel unkomplizierter als ich. Vielleicht ist sie stark und weiß, was sie will. Jemand, an dem sich Nicki auch mal festhalten kann, und nicht immer bloß andersherum.

Eine Frage geistert mir durch den Kopf. Sie klebt dort. Klebt und will sich nicht lösen, wie so eine beschissene Klette.

„Ist sie ...?“

Ich denke die Frage bloß, ich spreche sie nicht aus. Doch Nicki scheint sie zu spüren, als wäre da ein Knistern in der Luft, das die Frage durch den Hörer zu ihr bringt.

„Sie ist nicht ... Wir sind seit zwei Monaten zusammen.“

Ich spüre das leichte Brennen der Eifersucht, aber ich bin auch erleichtert. Ich will es nicht, aber ich bin es. Jetzt hasse ich den Namen Stella schon etwas weniger. Aber nur etwas.

„Glückwunsch, schätze ich.“

„Danke.“

Eine Zeitlang herrscht Stille. Es wirkt, als hätten wir uns gegenseitig durch die unausgesprochene Frage aus dem Konzept gebracht.

Sie ist diejenige, die das Schweigen bricht.

„Warum genau rufst du an?“

Da ist es wieder. Das Verlangen, einfach aufzulegen. Ein Teil von mir würde sich lieber einfach hier auf den Boden legen und verrecken, nur um dieser Situation zu entkommen. Der Teil gewinnt nicht. Ich beschreibe ihr, wo ich bin, erkläre, dass ihre Nummer die einzige ist, die ich habe, die einzige, bei der jemand abhebt, dass ich auch nicht weiß, wie das sei kann und dass ich Hilfe brauche.

Lange Zeit sagt sie überhaupt nichts. Dann holt sie einmal tief Luft.

„Hör mal, es ist okay, dass du immer noch sauer bist, das darfst du auch sein. Aber das geht zu weit. Ich hab keine Ahnung, was du damit bezwecken willst, und es ist mir auch egal. Du hast 'nen Knall.“

Und damit legt sie auf. Ich wünschte, sie hätte einfach nichts gesagt.

Am liebsten würde ich das Handy auf den Boden pfeffern und ein paar Mal drauftreten. Da es allerdings kolossal dumm wäre, meine einzige Rettungsleine zu zerstören, tue ich das nicht. Stattdessen richte ich mich auf und beginne wieder zu laufen. Ohne Ziel und ohne Sinn, einfach weg. Weg vom Schmerz und weg von all der Wut.

Nach etwa eineinhalb Stunden erreiche ich eine Lichtung. Erst denke ich, ich bin im Kreis gelaufen und dort angekommen, wo ich losgelaufen bin. Doch dann sehe ich gegenüber von mir zwei merkwürdig ineinander gewachsene Bäume. Und in der Mitte der Lichtung liegt, vom Laub beinahe verdeckt, ein umgestürzter Baumstamm. Das war beides vorhin nicht da. Ich setzte mich auf den Baumstamm und umfasse meinen Oberkörper mit den Armen. Es ist wirklich kalt. Zum Glück hat es noch nicht geschneit. Hoffentlich bleibt das so.

Ich probiere noch einmal die 110, sowie den Notruf. Mehrmals. Doch verbunden werde ich kein einziges Mal. Was für eine kranke Freakshow ist das hier? Ist es möglich, so bekloppt und unwahrscheinlich das auch klingt, dass mir das hier jemand angetan hat? Und wenn ja, beobachtet mich dieser jemand? Ich schüttele den Kopf bei diesem absurden Gedanken. Ich darf mir so was jetzt nicht zusammenreimen, sonst drehe ich noch völlig durch.

Erneut betrachte ich die zwei Bäume. Wie sie so ineinander verdreht sind, wirkt es, als würden sie sich umarmen. Oder ringen? Irgendwie beides.

Nach einer Weile bemerke ich etwas. Hinter dem Stamm lugt ein kleines Büschel von rotem Fell hervor. Ein Eichhörnchen krabbelt hinter dem Stamm hervor und hangelt sich daran herunter. Es ist das erste andere Lebewesen, das ich in diesem ansonsten wie leer gefegten Wald erblickt habe. Sollte es nicht eigentlich schlafen?

So geräuschlos, wie es mir möglich ist, stehe ich auf. Ich gehe in die Knie und bewege mich auf die Bäume zu. Immer nur ein kleines Stückchen, ganz behutsam. Das Eichhörnchen ist nun am Fuß des Baumes angelangt, es hat mir den Rücken zugewandt und scheint mich noch nicht bemerkt zu haben. Jetzt bin ich ganz nah dran. Das Eichhörnchen dreht sich mit einer flinken Bewegung um, als könnte es die Nähe spüren. Wir schauen uns einfach nur an, es fühlt sich an wie eine Ewigkeit. Dann dreht es sich um und flitzt davon. Ich springe auf, renne ihm hinterher, will den einzigen anderen Beweis auf Leben nicht gehen lassen.

„Komm zurück!“, brülle ich. „Hier gibt es doch nichts außer dich und mich!“

Sehr bald verliert sich der rote Schweif im Dickicht, und ich bin wieder allein. Ganz allein.

Nun merke ich, wie heiße Wut langsam in mir aufkocht. Ich bin so sauer, auf alles. Auf das Eichhörnchen, auf diesen beschissenen Wald, auf Nicki, auf Stella, die ich gar nicht kenne, und auf mich selbst. So, so wütend auf mich selbst, weil ich nicht loslassen kann, weil ich an nichts anderes denken kann, selbst in einer Situation wie dieser, weil es für mich nichts anderes zu geben scheint. Nichts. Ich bin nichts.

Nichts als Wut. Ich beginne, das Laub um mich herum weg zu kicken, zuerst nur vereinzelt, bis ich schließlich wie wild um mich trete. Ich fege alles mit den Füßen weg, das ich erreichen kann. Laub, Äste, Steine und kleine Büsche. Bis ich schließlich mit dem Fuß an einer Wurzel hängenbleibe und stürze. Schmerz durchströmt meinen Rücken. Schwer atmend bleibe ich liegen. Ich schließe die Augen. Einfach nur daliegen, einfach nur atmen. Vielleicht

ist das das Beste. Ich lausche in den Wald hinein, lausche nach Leben, nach Vögeln, nach einem Rascheln im Gesträuch, nach dem Pfeifen des Windes in den Bäumen. Nichts. Dieser Wald ist tot.

Plötzlich wird die Stille von etwas durchbrochen, das klingt wie eine Autohupe. Überrascht reiße ich die Augen auf. Ich ziehe mich hoch, schaue um mich herum, aber da ist nichts als Bäume. Außerdem klingt das Geräusch viel zu nah, um aus der Ferne zu stammen. Dann realisiere ich etwas. Mit klammen Fingern ziehe mein Handy hervor und tatsächlich: eingehender Anruf von Nicki. Ich gehe ran.

„Hallo?“, erklingt ihre Stimme.

„Hi. Warum rufst du an? Ich dachte, ich hab sie nicht mehr alle.“

„Hör mal, es tut mir leid, dass ich vorhin so übergeschnappt bin. Es ist nur, was du gesagt hast, ... du musst zugeben, es klingt ziemlich verrückt.“

Natürlich weiß ich, dass es verrückt klingt. Aber das will ich nicht zugeben. Ich möchte ihr nicht Recht geben. Deshalb sage ich gar nichts, ich gebe nur einen grummeligen Laut von mir.

„Wo bist du jetzt gerade?“

„Nicki, ich hab keine Ahnung, hier sieht alles nach Wald aus. Vor ein paar Minuten war ich auf einer Lichtung. Da waren zwei Bäume ineinander verwachsen und ein umgestürzter Baum lag herum.“

„Tut mir leid, das sagt mir überhaupt nichts.“

„Du warst auch nie in diesem scheiß Wald, oder?“

„Nur auf Kindergärtenausflügen.“

„Super.“ Ich schnaube.

„Willst du mir noch mal erklären, wie du dich überhaupt in diese Lage gebracht hast?“

„Das weiß ich nicht!“

„Okay, okay!“

Ich bin wohl etwas laut geworden.

„Möchtest du, dass ich die Polizei rufe?“

„JA, verdammt!“

Ich kann es nicht lassen.

„Okay.“ Nicki klingt eingeschüchtert. „Bleib einfach, wo du bist, ich melde mich wieder.“

„Wenn ich bleibe, wo ich bin, frier ich fest. Außerdem, was spielt es gerade für eine Rolle, wo ich bin. Ich stehe mitten im Dickicht, hier findet mich sowieso niemand.“

„Hast Recht. Na, dann, bis gleich. Ich beeile mich.“

„Bis gleich.“

Könnte es sein, ein Hoffnungsschimmer, eine Chance? Kann ich hier rauskommen?

Nicht, wenn ich genau hier stehen bleibe, verdreckt und verloren. Ich muss weitergehen. Ob ich wohl den Weg zurück zur Lichtung finden kann? Schon bald fällt mir jedoch auf, dass ich nicht mehr weiß, aus welcher Richtung ich kam.

Also einfach wieder vorwärts. Aber wo zur Hölle ist geradeaus? Schon bald muss ich feststellen, dass ich mich immer weiter verlaufe. Ich möchte mich schon gerade wieder auf den Boden fallen lassen, da klingelt mein Handy erneut.

„Und?“, frage ich.

„Die schicken Leute. Aber Azra, du machst es ihnen wirklich schwer, wenn du dich die ganze Zeit weiterbewegst.“

„Wie schon gesagt, wenn ich nicht weiterlaufe, erfriere ich. Außerdem werde ich dann wahrscheinlich auch noch wahnsinnig.“

„Bist du denn schon irgendwie weitergekommen?“

„Nein“, gestehe ich, „Ich hab mich bloß noch mehr verirrt.“

„Ach Mann. Also gut, hör zu, der Typ am Telefon hat mir gesagt, wenn du läufst, dann ist es wichtig, immer in dieselbe Richtung zu gehen. Kannst du die Sonne sehen?“

„Das hab ich ja versucht. Und nein, die Wolken verdecken alles.“

„Okay, dann machen wir es so: Du suchst dir jetzt drei Bäume, die in einer Reihe hintereinander stehen. In die Richtung läufst du. Wenn du am ersten Baum angekommen bist, suchst du dir mithilfe der anderen einen neuen Baum, der in derselben Reihe steht. Auf die Art läufst du immer in dieselbe Richtung. Verstanden?“

„Ich denk schon.“

Ich probiere es ein paar Mal aus, bis ich das Gefühl habe, den Bogen raus zu haben. Nicki bleibt still, legt aber nicht auf. Es dauert ein paar Minuten, aber irgendwann verläuft es flüssig, wie im Schlaf.

„Wieso hast du dich entschlossen, zurückzurufen?“ frage ich.

„Konzentrier dich.“

„Ich bin konzentriert. Warum hast du deine Meinung geändert?“

„Stella, sie ... wir haben darüber gesprochen, und sie meinte, ich sollte dich zurückrufen.“

„Soso. Dann hat sie mir wohl das Leben gerettet.“ Was für eine perverse Vorstellung.

„Ich spüre eine Prise Sarkasmus.“

Ups.

„Nein, echt nicht. Tut mir auch leid, wenn ich vorhin etwas pissig war.“

„Ist schon okay. Ich find's immer noch ganz süß, wenn du fluchst.“

Das darf sie nicht sagen. Das nicht.

„Hör auf.“

„Was denn, ist doch nichts dabei.“

„Aha. Und was sagt deine Freundin dazu.“

„Die ist gerade nicht hier.“

„Ach ja, dann gibt's ja auch kein Problem, oder?“

„Azra, bitte lass uns das nicht jetzt machen.“

Ich beiße mir auf die Zunge. Ich will es nicht. Ich will nicht explodieren. Oder vielleicht hab ich mir auch nur viel zu lange eingeredet, dass ich es nicht will.

„Ich verreck hier vielleicht. Und dann haben wir ‚das‘ nie gemacht. Ich denke, jetzt ist ein guter Zeitpunkt.“

„Sei bitte nicht so melodramatisch.“

„Ach nein, natürlich nicht. Kurze Frage, weiß Stella eigentlich, dass ihre Freundin sich gerne durch die Weltgeschichte vögelt?“

Stella zieht scharf Luft ein.

„Ich vögele nicht Du weißt genau, dass es nicht so war!“

„Weiß ich das? Eigentlich weiß ich gar nichts, wenn wir mal ehrlich sind.“

„Ich hab dir gesagt, dass wir uns nur getroffen haben. Mehr ist nicht passiert!“

„Also hast mich nicht betrogen?“

„Das hab ich nicht gesagt.“

„Was macht es dann für einen Unterschied? Und ganz ehrlich, selbst wenn es einen macht, wir wissen beide, dass du es mit der Wahrheit nicht so genau nimmst.“

„Ich hab dich nicht angelogen!“

„Ach ja? Du hast gesagt, du liebst mich.“

Das wollte ich nicht sagen. Das wirkt schwach. So schwach.

„Ich hab's jedenfalls versucht.“

Jetzt brüllt sie.

„Was soll das denn heißen?!“

„Du hast ja keine Ahnung wie das war.“ Es scheint, als hätte ich etwas in ihr losgetreten. Etwas, das sie bis jetzt eingehalten hatte. „Wie emotional abhängig du warst. Das war keine Beziehung, das war, als wärst du mein Kind. Oder Haustier. Ich konnte nicht mehr. Ich hab keine Luft mehr bekommen, verdammte scheiße!“

„Warum bist du dann nicht einfach gegangen?“, fauche ich.

„Weil ich Angst davor hatte, dich allein zu lassen!“

„Was dachtest du denn, was ich tun würde? Wenn du mich wirklich geliebt hättest, dann wärst du ehrlich zu mir gewesen, und du hättest das mit uns zu Ende gebracht, bevor du was Neues angefangen hättest.“

„Du erwartest zu viel von mir.“

„Fick dich, Nicki.“ Ich will schreien, aber ich habe keine Kraft mehr.

„Du dich auch.“ Ihre Stimme klingt belegt. Oh Gott, fängt sie an zu flennen?

Stille, lange Stille. Ich bleibe stehen. Es ist, als würden Jahre vergehen. Zumindest fühle ich mich sehr, sehr alt. Wie jemand, der sein ganzes Leben bereits hinter sich hat. Für den es nichts mehr Neues gibt auf dieser Welt.

„Du hast nicht aufgelegt“, stelle ich fest.

„Du auch nicht.“, gibt sie zurück.

„Hast du gerade geweint?“ Gott, ich bin fies.

„Nein. Du?“

„Ja.“

„Oh.“

„Ich kann sehr leise weinen.“

„Ich erinnere mich.“

Wieder halten wir inne.

„Bist du stehengeblieben?“

„Ja.“

„Immer noch nichts Neues?“

„Nein.“

„Dann lauf weiter.“

„Okay.“

Ich wische mir das Gesicht mit dem Ärmel ab. Es brennt. Gleichzeitig ist es, als würde das salzige Wasser an meinem Gesicht festfrieren. Frostbrand.

Ich setze mich wieder in Bewegung, Baum für Baum, bleibe in einer geraden Linie.

„Mir war, glaube ich, bis eben nicht klar, wie sehr ich dich verletzt habe. Ich habe vielleicht auch nicht so richtig drüber nachgedacht.“

„Du hast mir das scheiß Herz gebrochen.“ Trotz des Fluches liegt keine Wut in meiner Stimme. Ich teile es ihr mit, so wie ein Geschichtslehrer einem mitteilt, dass Elizabeth die erste Königin von England war. Wie einen Fakt, denn das ist es.

„Das weiß ich jetzt auch. Es tut mir leid.“

„Mir auch.“

„Was denn?“

„Keine Ahnung, alles. Ach du scheiße!“

„Was??“

Ich traue meinen Augen kaum. Gleichzeitig wird mir fast schwindelig vor Glück. Der Schmerz und der Streit sind unwichtig, nebensächlich im Vergleich zu meiner Entdeckung.

„Da ist ein Gehweg!“

Nicki brüllt vor Begeisterung, und ich reiße den Hörer vor Schreck von meinem Ohr weg. Dann beginne ich zu lachen, und sie lacht mit.

„Hoch oder runter?“

„Runter. Die Straße ist unten.“

„Okay. Wie viel Uhr ist es eigentlich?“

„Es ist fünf.“

„Fuck, dann wird es bestimmt bald dunkel.“

„In eineinhalb Stunden laut Internet. Beeil dich!“

„Mach ich.“

Schnellen Schrittes folge ich dem Weg.

„Ich will dich etwas fragen. Und ich will, dass du ehrlich bist, und dass du weißt, dass ich mit jeder Antwort leben kann. Wirklich. Aber bitte, bitte sag die Wahrheit.“

„Okay.“

„Hast du mich geliebt?“

„Ich weiß es nicht.“

„Okay.“

Irgendwie ist das schlimmer als ein einfaches Ja oder Nein, und doch bin ich dankbar für die Klarheit. Es fühlt sich ein bisschen mehr nach „Damit abschließen“ an.

Die Sonne geht unter und malt den Wald schwarz. Gerade will ich stehenbleiben und sagen, dass es keinen Sinn hat, im Dunkeln weiterzugehen, da erspähe ich etwas, das besser ist als Geburtstag und Weihnachten zusammen.

„Nicki?“

„Ja?“

„Da ist eine Hütte.“

Sie atmet auf.

„Okay, gibt es irgendetwas, das dir einen Hinweis darüber gibt, wo du bist? Ein Schild, ein Wegweiser?“

Ich mache die Taschenlampe meines Handys an und untersuche die Hütte.

„Da steht ‚Waldhütte Eberskopf‘. Hier steht auch ein Wegweiser, aber der ist komplett vergilbt. Ich kann nichts lesen.“

„Kannst du nicht trotzdem in eine Richtung, in die er zeigt, weitergehen?“

„Ich kann den Weg nicht mehr erkennen, ich müsste die Taschenlampe benutzen, aber ich habe nicht mehr viel Akku.“

„Gut, dann geh erstmal in die Hütte und schau nach, ob es Decken oder eine Feuerstelle oder so gibt. Ich melde mich noch mal bei der Polizei und sage ihnen, wo du bist. Ich melde mich wieder, so bald ich kann.“

„Alles klar.“

Sie legt auf und ich begeben mich in das Innere der Hütte. Innen ist es etwas wärmer. So richtig scheine ich die Temperatur aber nicht mehr einschätzen zu können. Zumindest ist mir nicht mehr so kalt. Schätze, das ist gut. Ich beginne, die Hütte nach Decken oder ähnlichem abzusuchen. Nichts. Es scheint sich mehr um eine Art Unterstand für Regen zu handeln, als um eine tatsächliche Bleibe.

Erst jetzt bemerke ich, wie unfassbar erschöpft ich bin. Ich knie mich auf den Boden und umfasse meine Knie mit den Armen. Dabei fällt mir auf, dass ich meine Fingerspitzen und Zehen nicht mehr spüren kann. Ich starre auf meine Fingerkuppen. Sie haben eine merkwürdige, blau-gräuliche Farbe angenommen. Eigentlich müsste ich jetzt Panik bekommen, aber ich bin so müde. Gerade als mir die Augen zufallen wollen, klingelt mein Telefon erneut.

„Azra?“

„Ja.“

„Gott, du klingst wie ein Geist.“

Ich lache trocken.

„Hör mal, die sind gleich da. Die sind jetzt schon im Wald, es kann sich nur noch um ein paar Minuten handeln. Der Typ am Telefon hat sogar was von einem Helikopter gesagt. Halt noch ein ganz kleines bisschen durch.“

„Okay.“

Ich schweige einen Moment, dann hole ich rasselnd Luft und sage: „Du, Nicki?“

„Ja?“ Ihre Stimme klingt weich.

„Ich glaub, das war’s.“

„Spinnst du? Hast du nicht gehört, was ich gerade gesagt habe?“

„Nicki ...“

„Du hältst jetzt verdammt noch mal durch!“

„Okay. Aber hör mir bitte einfach kurz zu. Nur zur Sicherheit.“

Sie zögert, doch dann sagt sie: „In Ordnung.“

„Ich möchte nicht, dass du dir wegen mir irgendwelche Vorwürfe machst. Beziehungen sind furchtbar kompliziert, und wir sind beide noch nicht hundert. Wir machen Fehler. Was ich dir vergeben kann, vergebe ich dir. Der Rest liegt an dir. Ich hoffe auch, dass du mir vergibst, was du vergeben kannst. Und ich danke dir dafür, dass du mir heute geholfen hast. Ich will, dass du glücklich bist, mit Stella, oder mit egal wem. Und vor allem mit dir selbst.“

„Azra, ich ...“, ihre Stimme zittert, „Ich I...“

„Nein“, unterbreche ich sie „Sag das jetzt nicht. Sag es nicht, weil du denkst, dass ich es hören will oder weil du dich dann besser fühlst. Wir wissen beide, wie es ist. Und so ist es eben. Und das ist okay.“

„Ist es das?“

„Keine Ahnung. Aber können wir so tun, als wäre es das?“

„Okay.“

„Bleib einfach noch ein bisschen dran.“

„Okay.“

Schweißperlen bilden sich auf meinem Gesicht und laufen langsam daran herunter. Jetzt ist mir nicht mehr kalt.

Epilog

Sie waren zehn Minuten zu spät dort. Zehn Minuten, das ist mir immer wie eine wahnsinnig kurze Zeit vorgekommen. Doch jetzt fühlt es sich an wie ein ganzes Leben.

Wir erreichen die Hütte im Schnellschritt in etwa dreißig Minuten. Ich halte Stellas Hand die ganze Zeit wie in einem Schraubstock umklammert. Sie ist mein Fels in der Brandung, doch ich spüre, dass auch sie nervös ist. Immer wieder fährt sie sich mit der anderen Hand über die raspelkurzen Harrstoppeln auf ihrem Kopf und zuppelt an dem Ramones-Button, der an ihrer Lederjacke befestigt ist. Sie ist wie eine Bekloppte gefahren und hat sämtliche Tempolimits ignoriert. Sie ist großartig.

Die Hütte ist umstellt mit Polizei. Ein untergesetzter Mann ist gerade dabei, Absperrband um das Häuschen herum anzubringen. Mir ist, als würden sich meine Eingeweide nach außen stülpen.

Weiter hinten, verdeckt von den sich tummelnden Beamten, entdecke ich eine kleine Frau mit dickem schwarzem Haar, das sie sich in ihren Schaal gestopft hat. Sie hat die Arme verschränkt, und auf ihrem Gesicht sind getrocknete Tränen zu erkennen. Jemand, der all seine Tränen bereits vergossen hat und nun ausgetrocknet ist. Ich gehe auf sie zu, bis das Absperrband und ein Polizist mit erhobener Hand mir Einhalt gebieten. Mein Blick trifft den der Frau. Eine Weile lang starren wir uns einfach nur an. Ich habe Angst, dass sie mich anschreien wird, mir vorwerfen wird, das Unglück ihrer Tochter hätte mit mir begonnen und geendet. Im Moment könnte ich es ihr nicht mal verdenken. Doch sie sagt gar nichts. Sie nickt dem Polizisten bloß zu, worauf dieser mich passieren lässt. Daraufhin wendet sie sich von mir ab, um mit einem anderen Beamten zu reden.

Ich drehe mich zu dem Mann am Absperrband und gebe mich als die Person, die die Polizei gerufen hat, zu erkennen. Daraufhin führt er mich an eine Bank vor der Hütte und bittet mich, noch einmal alles ganz genau zu berichten. Nachdem ich das getan habe, fragt er mich, ob Azra irgendwelche Probleme hatte. Ich begreife nicht, warum er das nicht mit ihrer Mutter bespricht. Er erklärt mir, dass sie ihm darauf nicht habe antworten wollen, dass es jedoch ungemain wichtig für die Untersuchung sei. Darauf entgegne ich ihm, dass Azra ab und zu unter Panikattacken gelitten hat, ich aber nicht verstehe, was das mit der jetzigen Situation zu tun haben soll.

Er nickt, dann schaut er mich ganz erst an und beginnt mir zu erzählen, dass Azra sich das meiste von dem, was sie mir erzählt hat, wohl ausgedacht hat. Dass sie von Zuhause abgehauen sein und sich verlaufen haben muss. Und dass sie wohl versucht hat, mich dazu zu manipulieren, mit ihr zu reden, beziehungsweise, dass sie sich diese Geschichte ausgedacht habe, um Aufmerksamkeit von mir zu bekommen. Nun sei es aber nicht unbedingt so, dass sie das mit Absicht gemacht habe, nein, viel mehr so, dass es manche Menschen gäbe, die glauben, dass das, was sie sich ausdenken, wahr sei. Er zweifle nicht daran, dass Azra alles, was mir erzählt hat, für wahr gehalten habe. Danach macht er eine kurze Pause, als würde er überlegen, ob er die nächsten Worte wirklich aussprechen will. Er tut es dennoch. Er sei sich nicht ganz sicher, meint er, aber eventuell hätten wir es hier mit jemandem zu tun, der sterben wollte.

Ich schmecke Magensäure, eine Sekunde später kotze ich wie im Strahl neben die Bank. Der Kerl tätschelt mir etwas unbeholfen den Rücken, dann steht er auf und kommt mir einer Flasche Wasser wieder. Ich trinke in kleinen Schlucken, dann lehne ich mich gegen die Wand der Hütte. Mir ist immer noch schlecht, aber mein Magen ist leer. In meinem Kopf schwimmt alles, übertönt von einem durchdringenden Piepen.

Nach einer Weile sage ich, dass ich sie sehen möchte. Er hält es für keine gute Idee. Ich entgegne, dass mir das egal ist. Er nickt und warnt mich davor, mich dort drin erneut zu übergeben. Ich lache gekünstelt.

Beim Betreten der Hütte fällt mir auf, dass es darin nur unmerklich kälter ist als draußen. Dann sehe ich sie. Das dichte dunkle Haar umgibt ihren Kopf wie ein Heiligenschein, die ehemals bräunliche Haut ist nun kreideweiß. Ihre Lippen und Fingerspitzen sind blau. Erschrocken merke ich, dass sie bloß eine Unterhose trägt. Ihre Pyjamahose liegt auf der anderen Seite des Raumes, so als habe sie sie von sich fort geschleudert. Wie sie so daliegt, erinnert sie mich an eine griechische Ikone. Zugleich ist es das Schlimmste, das ich je gesehen habe.

Ich weiß natürlich, dass die Geschichte des Polizisten das einzige ist, was wirklich Sinn macht. Trotzdem möchte ich sie nicht glauben, möchte nicht glauben, dass der Mensch, den ich kannte, so ganz und gar fürchterlich anders sein könnte. Ich will, dass es eine Verschwörung gegen uns gibt, irgendeinen kranken Menschen da draußen, der über uns Bescheid wusste und uns das angetan hat.

Ich will sie so im Kopf behalten, wie sie war, als wir das letzte Mal geredet haben. Ehrlich, stark und schön. Ich weiß, dass sie schön war, ohne sie gesehen zu haben. Der Mensch, mit dem ich gesprochen habe, ist nicht der Mensch, den der Beamte mir zu verkaufen versucht. Das kann nicht, darf nicht sein.

Plötzlich nehme ich eine Bewegung war. Unter ihrem Haar krabbelt etwas hervor, etwas kleines, rotes, Buschiges. Ein Eichhörnchen klettert über ihre Schulter, beschnuppert sie. Dann hält es inne und reckt das Köpfchen. Es ist, als würde es mich anschauen, als würde es begreifen, dass ich es anschau. Ich kann nicht anders, als die Ähnlichkeit zwischen den Beiden zu bemerken. In meinen Händen ist sie gewesen wie ein Eichhörnchen. Zart und wild. Doch wenn man das Eichhörnchen nicht richtig hält, wenn man die Hände verschließt, oder nicht kräftig genug festhält ...

Das Eichhörnchen saust davon, und ich beginne ganz fürchterlich zu weinen. Es ist, als habe das Tier mit seinem Abgang einen Schalter umgelegt. Mit tränenverschleierte Augen stolpere ich aus der Hütte hinaus. Ich suche nach Stella und finde sie glücklicherweise schnell. Zitternd falle ich in ihre Arme, und alles verschwindet in der Dunkelheit ihrer Lederjacke.

Die Fahrt nach Hause ist lang und ruhig. Stella streicht mir ab und zu durch die blonden Strähnen. Dann hält sie inne und teilt mir mit, dass ich etwas im Haar kleben habe. Ich verziehe angewidert das Gesicht und gestehe ihr meine Kotzattacke. Sie gluckst. Wie merkwür-

dig, jetzt gerade ist die Welt gleichzeitig in Ordnung und fürchterlich, fürchterlich düster, während sie im Sternenmeer ertrinkt.

AUS DEM LEBEN EINES PERFEKTEN

„So wie er möchte ich auch mal sein!“

„Er ist ganz an der Spitze angekommen, was wünscht man sich mehr?!“

„Gibt es eigentlich irgendeine Sache, die er nicht kann?“

„So ein Leben! Er muss der glücklichste Mensch der gesamten Welt sein!“

Pah! Lügner, Heuchler, Schwätzer! Das sind sie, das und nichts anderes!

Das perfekte, falsche Schauspiel, das sehen sie alle, aber hinter die Kulisse, nein, da traut sich niemand hin!

Ich, der gefeierte Schauspieler, Botschafter von Regenwaldstiftungen, Unterstützer der Blinden-Kommission, großzügiger Spender für Kinderhospize, Halb-Anwalt und Teils-Politiker bin perfekt.

Perfekte Rollen, perfekte Gagen, perfektes Lächeln, perfektes Haus, perfekter Charakter, perfekte Talente, perfekte Manieren, perfektes Aussehen, perfekte Wortwahl, einfach perfekt.

Kurzum, es gibt nichts an mir, was nicht perfekt ist.

Alles an mir passt.

Ich bin ein Vorbild, Musterknabe, Vorzeigeschüler, tiefgründig, poetisch.

Wenn man wie ich im Showbiz lebt, lernt man schnell, sich nie die Kommentare durchzulesen. Man lernt, sich nur mit den richtigen Leuten zu umgeben, die einen pushen, einem sagen, wie super man ist, was für ein Vorbild ... Und dann, auf einmal, fliegt man voll auf die Schnauze.

Jetzt erst checkt man, was man gesagt hat. Was die Leute wirklich von einem denken, dass die Welt nicht mal ansatzweise so aussieht, wie es einem gesagt wird. Was man in den Mund gelegt bekommt, passt in eine Welt, die es nicht gibt. Eine Welt, die noch geschaffen werden muss und in der das Überleben unmöglich wäre.

Aber auch in der Welt, in der wir heute leben, ist es Selbstmord, Beziehungen zu knüpfen, sich ein Leben, ein Spinnennetz aufzubauen, denn plötzlich, aus allen Wolken, verschlingt es einen. Woher soll man sich sicher sein, dass alle es gut mit einem meinen? Woher soll man sich sicher sein, dass nicht Falsches erzählt wird? Woher soll ich wissen, dass nicht alles rauskommt und man als Loser dasteht? Wer verspricht mir, sicher zu sein?

Niemand. Das ist die Antwort. Sagt man was anderes, dann lebt man in einer surrealen, falschen, unechten Welt.

Können Sie sich vorstellen, wie man sich dann fühlt?

Können Sie sich vorstellen, was das mit einem macht?

Wie einem zumute ist? Was es in einem verändert?

Wie ist es, zu der Person zu werden, vor der man immer Angst hatte? Vor der einen alle warnen? Überlegen Sie mal, wie würden Sie sich fühlen, wenn eine Karte aus Ihrem perfekten, vollendeten Kartenhaus gezogen wird und alles über Ihnen einkracht? Wie wäre das? Allein dazustehen, ganz allein.

Sie würden versuchen, sich davor zu schützen. Ihr Kartenhaus zu stabilisieren.

Und damit fängt es an. Damit werden Sie zu Ihrem Alter Ego, zu Ihrem eigenen Feind.

Aber warum Feind? Sie wollen sich doch nur beschützen, nur sicher sein. Alles was Sie tun ist richtig, notwendig.

Aber hiermit schwöre ich, nur die Wahrheit zu sagen, nichts als die Wahrheit. Auch wenn sie weh tut und wir sie nicht hören wollen, es ist die Wahrheit, dafür stehe ich mit meinem Namen.

Wie schon Gordon Dietrich gesagt hat: „Man trägt für so lange Zeit eine Maske, dass man vergisst, wer man darunter eigentlich ist.“

Hm ..., schönes Zitat.

Tragen wir nicht alle eine Maske? Ist „Mehr Schein als Sein“ nicht schon längst zum Alltag geworden?

Ich weiß es nicht.

Ich kann nur von mir sprechen ... ja, ist es.

Viele halten mich für beliebt, talentiert, behütet.

Wie gern würde ich ihnen die Wahrheit sagen, sie mit der kalten, tiefenden, schwarzen Wahrheit begießen.

Ihnen die Augen öffnen und sehen, wie die Wahrheit sie wie ein Schlag ins Gesicht trifft.

Denn Lügen spielen uns was vor. Sie sorgen dafür, dass wir uns sicher fühlen, und sie verdrehen einem den Kopf.

Und alle reden von Ehrlichkeit. Davon, wie wichtig es ist, die Wahrheit zu sagen. Aber wollen wir sie wirklich hören? Wollen wir wirklich wissen, was andere von uns denken? „Ja natürlich! Die Wahrheit ist immer besser als eine Lüge!“, würden die meisten sagen. Aber ist sie das wirklich? Wenn Sie jemand fragt: „Was wollen Sie hören? Die Wahrheit oder etwas Wunderschönes?“, was würden Sie antworten?

Der obige Monolog wurde von Johann Götz geschrieben. Er nahm sich mit 28 Jahren das Leben, weil seine Angst vor der unperfekten Perfektheit ihn verrückt machte. Er starb, um den Blick aller auf das Menschliche, Verletzbare zu lenken.

Johann war nicht nur Schauspieler, sondern auch Dichter, Philosoph, Lügner und vor allem Mensch, der die Wahrheit aussprach.

COMPANION (BEGLEITER)

1. Ungewissheit

Hätte ich die Fähigkeit, meine Gefühle zu kontrollieren, glaubt ihr, ich würde es nicht tun?

Ich würde es tun, es wäre für mich in vielen Situationen vorteilhaft.

Jedoch wird uns diese Fähigkeit nicht ohne Grund verboten.

Der Barmherzige hat immer seine Gründe, und ich akzeptiere es mit jeder einzelnen Faser meines Körpers.

Ändert trotzdem nichts daran, dass ich auf eine andere Art und Weise aus meinen Fehlern gerne gelernt hätte.

Und ich weiß nicht, ob du ein Fehler warst.

Ich wünschte, du wärst keiner.

2. Stiller Schrei

Kannst du wissen, dass ein Film, welcher noch nicht mal begonnen hat, dir so schlecht gefallen wird, wie es noch nie ein Film zuvor bewirkt hat?

Ich habe es gewusst und es noch nicht einmal nicht gemocht.

Ich habe es vom ersten Augenblick an gehasst.

Ich kann dir auch genau sagen, warum ich diesen Film gehasst habe.

Es war nämlich die Tatsache, dass nicht ich neben dir saß, sondern ein anderes Mädchen.

Ich weiß, es sollte mir nichts ausmachen, aber der Drang, neben dir sitzen zu wollen, war zu stark, um ihn ignorieren zu können.

Sie erzählte mir heute, wie schön ihr beiden es hattet, als ihr kleiner wart, als es nur euch beide gab.

Sie nannte euch das *Dream Team*.

Ich hätte kotzen können!

Langsam habe ich das Gefühl, ich habe mein ganzes Leben in einer Illusion gelebt.

Und noch schrecklicher ist, dass ich all das akzeptieren und aushalten muss.

Der Film war perfekt, um sich an dich zu schmiegen und ununterbrochen deine Hand zu halten.

Du und sie seid zwar nicht so weit gegangen, aber man sah es euch an.

Ich schreie innerlich.

Ich benötige Hilfe.

3. Respekt

Ich war schon immer eher die Art ruhige Person.

Nie wäre ich ohne Grund gegenüber jemandem respektlos.

Behandle mich mit Respekt, und ich werde dich respektieren, wie der Barmherzige es von uns allen wünscht.

Glaube mir, wenn ich mich dir plötzlich anders gegenüber verhalte, ist es nicht meine Schuld, sondern allein deine.

4. Viele Worte, wenige Taten

So viele kranke Menschen an einem Ort.

Schrecklich.

Unglaublich.

Die meisten von ihnen lächeln weiterhin.

Beeindruckend.

So viele Worte für wenige Taten.

Zu viele Tage ohne dich.

Ich sehne mich nach dir.

Ich bitte dich, erscheine heute.

Ich bitte dich, Gott, gewähre mir diesen Wunsch.

5. Ohne dich

Monate sind vergangen.

Mein Leben triefte nicht vor aufregenden Situationen.

Du warst vergessen.

Ich fühlte mich frei.

War nicht mehr blind.

Wusste zum allerersten Mal, dass ich ein Leben mit dir mir nicht vorstellen könnte.

Du warst an der Seite meines Kindheits-Ichs und hast mir somit einen Weg der Geborgenheit gespendet.

Nun weiß ich, alleine schaffe ich es auch.

Während ich jeden Tag aufs Neue damit konfrontiert werde, wie meine Eltern sich ignorieren und aus dem Weg gehen, mach ich mir nur um eines Sorgen.

Ich hoffe, ich finde zu mir selbst, wo ich auch beten kann, ohne Schuldgefühle zu haben.

6. Zurückversetzt in die Vergangenheit

Manchmal fühlt man sich in Zeiten zurückversetzt.

Man dachte, man ist schon komplett darüber hinweg.

Aber erlaubt mir, euch eines zu sagen.

Man ist und wird nie darüber hinweg sein.

Sei es eine vergangene Liebe, die Sehnsucht nach einer Familie.

Man wird diesen Schmerz bloß ignorieren, darüber hinweg lächeln und davon überzeugt sein, man hätte es vergessen und könnte weitermachen.

Können wir auch, aber vergessen wird es nie sein, bloß in den hintersten Teil unseres Kopfes geschoben.

Nicht nur dir, mir oder irgendeinem einsamen Menschen da draußen wird es so ergehen, die gesamte Menschheit muss sich damit herum schlagen.

7. Vergebung

Vergebung.

Ein Wort mit so viel Bedeutung.

In meinem gesamten Leben bis jetzt habe ich immer auf Vergebung gehofft, und nie bat mich jemand um Vergebung.

Man verletzte mich, und ich war stur und würde diese Person lebenslang ignorieren.

Jedoch weiß ich es nun besser.

Du warst mal mein bester Freund, und ich dachte, unsere Freundschaft würde lange andauern.

Du bittest mich nicht um Verzeihung jeglicher Art, weil du wahrscheinlich davon überzeugt bist, dass du nichts Falsches getan hast.

Wir beide sind stur und würden nicht nachgeben.

Aber ich möchte dir nicht vergeben, weil ich nicht das Recht dazu habe.

Ich bete für dich, dass du Vergebung bei Gott suchst, nur er kann gerecht verteilen.

8. Die Zeit ist gekommen

Alles tut nur noch weh
Mein Körper ist taub
Meine Gedanken schweifen
Sie sind immer bei ihnen

Sie haben mich verletzt
Haben mich im Stich gelassen

Alleine sein ist eine Zuflucht
Aber auch eine Verdammung
Ich bitte um Gnade
Nur mühsam schaffe ich es die Augen offen zu halten

Hilfe

9. Perfekt

Wie perfekt manche Menschen doch scheinen.
Schreiten durch den Tag, als würden sie jeden Tag Freude verspüren.
Sie schauen geradeaus, um den Kopf bloß nicht zu neigen.
Kann man es ihnen verübeln?
Wahrscheinlich kennen sie es nicht anders.
Sie wissen nicht, dass es in Ordnung ist, auch mal nicht zu lächeln.
Aber, um ehrlich zu sein, braucht diese Welt genau diese perfekten Menschen am meisten.

10. Stolz

Wenn du mich nicht brauchst
Ist es in Ordnung
Ich werde lächeln
Und meinen Weg gehen

Du wirst dich umdrehen
Mir den Rücken zukehren
Aber es ist okay
Weil wir beide gehen

Ich habe noch eine Frage
Bitte sei ehrlich
Ein letztes Mal
Wirst du umkehren, wenn meine Seele deine Gesellschaft braucht?

Ich würde gerne schreien
Wie sehr ich dich noch brauche

Aber ich könnte nicht
Es würde meinen Stolz verletzen
Um was geht es hier?
Bitte schiebe mich nicht zur Seite

Es würde meinen Stolz verletzen.

11. Teil von einander

Es war schwer
Sich am Anfang damit abzufinden
Nun bin ich jedoch hier
Versuche an dir festzuhalten

Du bist die Ältere von uns beiden
Die wahrscheinlich mehr Erfahrene
Aber erzählen können wir uns alles
Denn das ist es, was wir zu sein scheinen

Lass diese Liebe nicht erlöschen
Lass sie weiter brennen
Und lernen wir das Leben zusammen kennen

Halten wir aneinander fest
Wie die Sterne am Nachthimmel
Lassen wir nicht los
Denn zusammen verbreiten wir Freude

Lass diese Liebe nicht erlöschen
Lass sie weiter brennen
Und lernen wir das Leben zusammen kennen

Du bist ein Teil von mir
Ich werde nie loslassen
Wir sind ein Teil von einander
Wir werden nie loslassen

Versprochen

12. Scherben

Scherben waren mal ein Teil eines Ganzen.
Warum sollte man Scherben wieder zusammensetzen, wenn man sich doch mit Besserem zu-
rechtfindet?
Scherben werden bloß aufgesammelt, noch in der Hoffnung, bedeutend zu sein, um dann doch
weggeschmissen zu werden.
Was bin ich für dich?
Eine Scherbe, welche von dir bedauernd gemustert wird?

13. Verloren

Ich habe etwas verloren.
Nichts, was man mir einfach wiedergeben könnte.
Kein wertvolles Schmuckstück.
Ich habe mich verloren.
Bin irgendwo stehengeblieben und der Wind wehte mich fort.
Wehte meine Seele fort. Ließ jedoch die Hülle fallen.
Die Hülle läuft weiter, aber ohne die Welt wirklich wahrzunehmen.

Apokalypse

Prolog

Ganz egal in welcher Richtung, überall, wohin ihre müden Blicke gerichtet sind, ist die Gegend in ein dunkles Rot getunkt. Als wäre ein überdimensionaler Eimer voll mit Blut über die komplette Welt geschüttet worden. Und nicht ganz zu vergessen, diese albraumähnlichen Kreaturen, die nur auf Menschen lauern. Einige sehen aus wie mutierte Tiere, andere wiederum wie verfaulte Zombies, und bei wieder anderen kann man nicht richtig zuordnen, wonach sie ungefähr aussehen, aber eins sind sie alle: gefährlich.

Trotzdem steht irgendwo inmitten dessen eine junge zierliche Frau. Um genauer zu sein, steht sie auf einer hochoberhalbten Mauer über diesen Kreaturen. Nachdem sie die quietschenden Wesen unter ihr betrachtet hat, wendet sie ihren Blick ab und fokussiert sich auf diese Mauer, auf der sie sich momentan befindet.

Diese Mauer trennt sie und diese abscheulichen Monster, sodass sie nicht an sie herankommen können. Die Mauer trennt also eigentlich auch das Leben vom Tod. Ihr Leben und ihren Tod, um exakt zu sein.

Nostalgisch und dankbar starrt sie auf die mit Nägeln und Holzplanken übersäte Mauer. Dies sind klare Beweise, dass die Mauer so einigem standgehalten und einiges erlebt hat. Kein Wunder, wenn man bedenkt, gegen was sie bis jetzt alles standgehalten hat.

Ihre Kameraden hatten die Mauer jedes Mal aufs Neue mit Behutsamkeit reparieren und verbessern müssen. Nicht, dass ihre Kameraden einen schlechten Job erledigt hätten, allerdings kann man die mit Flecken übersäte Mauer ebenso wenig als eine Meisterleistung betrachten.

Nun bekommt sie wieder mal neue Schäden und Kratzer, die aber keiner mehr zusammenflicken wird, denn ihre Kameraden sind schon alle längst verstorben. Entweder geendet als Fressfutter für die teuflischen Kreaturen oder von anderen Menschen qualvoll getötet. Ab und zu auch wegen Unfällen und Krankheiten, aber diese passieren normalerweise im Vergleich eher selten als ein Todesgrund.

Achtsam schaut die junge Frau erneut ihre Umgebung an, und abgesehen von den Bastarden unter ihr, kann sie in ihren Erinnerungen eine einst so prächtig grüne Landschaft um sie herum sehen. Und nun? Nun kann sie einzig und allein die traurige Wahrheit erblicken. Überall, wohin sie hinguckt, befinden sich Spuren von grausamen Kriegen zwischen Menschen und diesen menschenfressenden Geschöpfen, und wenn das nicht schon schlimm genug wäre, gibt es genauso viele Spuren von Kriegen zwischen einzelnen Menschengruppen.

Schon das achte Mal fragt sie sich selbst, wie aus der einst so schönen Landschaft eine brutale Kampfarena geworden ist.

Sogar der Himmel hat sich sichtlich in den Farben ihrer Schmerzen verfärbt. Zwar ist dies anscheinend nicht das erste Mal, dass sie einen verschmutzt rot-braunen Himmel über sich entdecken kann, aber möglicherweise ist dies ihr letztes.

Mit einem enttäuschten Seufzer setzt sie sich auf die Mauerkante hin, während sie versucht, das schrill kreischende Geschrei unter ihr vollkommen zu ignorieren. Diese Kreaturen rufen nach ihr. Sie solle doch mal zu denen runtergehen und ihr Schicksal endlich besiegeln.

Ihre braunen Haare, die sie schon so oft kürzen musste, erreichen schon längst ihre schmalen Schultern. Obwohl die Welt verwüstet ist und keine einzige Menschenseele und

schon gar nicht Rettung in Sicht ist, sind ihre grünen Augen trotzdem wachsam auf mögliche Angriffe. Sie zeigen ihren Kampf um ihr bisheriges Überleben, allerdings will sie dieses grausame Leben leider nicht mehr weiter ertragen.

Unter ihren schwingenden Beinen haben sich bereits zahlreiche Kreaturen versammelt, die nur einen Weg nach oben suchen, aber dies nicht hinbekommen, weil eine Eiswelle die Mauer zu glitschig zum Klettern macht. Glücklicherweise kann auch niemand von denen so wirklich fliegen.

Diese Monster sehnen sich nach Menschenfleisch; einigen von denen läuft sogar das Wasser im Mund zusammen nur bei dem Anblick von einem Menschen, aber sie können trotz ihrer besten Bemühungen die Frau nicht erreichen. Normalerweise sollte die Frau ängstlich und besorgt sein, jedoch ist sie es schon gewohnt, diese Kreaturen zu sehen, und beginnt sogar ganz ruhig, ein kleines Liedchen vor sich hin zu summen. Auch wenn sie sich nicht mehr an den Text erinnern kann, weiß sie noch diese spezielle Melodie. Sie ist eine Schöne und doch irgendwie Traurige.

Während sie regelrecht in ihre Nostalgie schwimmt, schließt sie wehmütig ihre Augen und erinnert sich zurück an die Zeit, als sie dieses Lied zum ersten Mal in den Charts gehört hat. Damals lebten noch zwei ihrer allerwichtigsten Menschen, ihre zwei älteren Geschwister, denn seitdem ihre Eltern im Kindesalter verstarben, waren sie ihre vertrauten Ansprechpartner und unterstützenden Leiter im Leben. Damals war der Frieden eine normale Angewohnheit, aber als diese Apokalypse angefangen und ihre Geschwister in den Tod gerissen wurden, ist die Welt fast wie untergegangen.

Nein, ihre Welt ist untergegangen.

Noch eine kleine Weile erinnert sie sich zurück an ihre Geschwister, und zum ersten Mal seit Langem besitzt sie nicht dieses Verlangen zu weinen, während sie an ihre Vergangenheit denkt. Ganz im Gegenteil, sie fühlt sich jetzt sogar glücklich, dass sie sich an noch etwas Schönes erinnern darf. Trotzdem wünscht sie sich, dass ihre Geschwister und Kameraden überlebt hätten.

Als ihr Lied langsam ein Ende findet, steht sie summend auf.

Ihre Kameraden sind schon lange tot, andere Menschen sind von hier geflohen, während sie hier stecken geblieben ist. Allein.

Na ja, nicht ganz allein, weil die Typen unter ihr ebenfalls noch hier sind, aber die zählen nicht wirklich mit dazu, da sie nur bleiben, um sich ein Stück von ihr zu ergattern.

Jetzt hat sie die Nase voll davon, ihr trauriges Leben sinnlos und alleine fortzuführen. Vielleicht hätte sie sich gestern noch erhofft, weiter zu leben, aber seitdem sie realisiert hat, dass sie von diesen heimtückischen Kreaturen umzingelt ist, hat sie aufgegeben. Vielleicht ist es ihr nicht bestimmt, weiter zu überleben.

Nicht, dass es momentan etwas hilft, aber über die vergangenen Jahre hat ihr Körper eine seltene Fähigkeit entwickelt. Die Fähigkeit, zwei Magieeigenschaften zu benutzen. Zwar kann sie viele Kreaturen mit ihrer Elektrizität- oder Eismagie vernichten, aber selbst jetzt in ihren letzten Momenten weiß sie, dass sie aus diesem Kampf sowieso nicht lebendig herauskommen kann. Außerdem, wen interessiert es schon, weiterhin zu kämpfen, gerade weil man schon weiß, dass man gegen diesen riesigen Massen von Kreaturen verliert? Am Ende ist alles, was zählt, Menschen, die an deiner Seite kämpfen können.

Ihre letzten Atemzüge, bevor sie ihre Magie benutzt, werden verwendet um ihr trauriges Liedchen zu beenden.

Dann, auf einmal beschwört sie einen gigantischen Eiswürfel über ihr, der gefühlt den kompletten Himmel bedeckt. Sie hat nicht nur vor, sich selbst, sondern auch die ganzen Kreaturen um sie herum zu Tode zu zerquetschen.

Ihre nächsten Momente sind eigenartig, denn ihr Blick fokussiert sich in eine Richtung, und ihr Mund formt bestimmte Wörter, aber kein Ton kommt aus ihm heraus. Als sie bemerkt, dass sie nicht hörbar ist, schließt sie mit einem verärgerten Stirnrunzeln ihren Mund.

Nach reiflicher Überlegung blinkt ein Lichtlein über ihrem Kopf auf. Behutsam zeigt sie mit ihrem Zeigefinger auf sich selbst und tippt sich zweimal an, als würde sie „Ich“ sagen wollen. Dann zeigt sie leicht zitternd in die Richtung, wohin sie gerade guckt, als würde sie das kleine Wörtchen „Du“ vermitteln wollen.

„Ich bin du“?

Jetzt bemerke ich auch, dass ich ein Bewusstsein besitze, und dass die Frau vor mir gar keine Fremde ist. Diese Frau vor mir ist tatsächlich die ältere und heruntergekommene Version von mir selbst.

Mit einem Lächeln und einem leisen „Tschüss“ schockt die einsame Frau sich selbst bewusstlos, indem sie ihre eigene Elektrizitätsmagie durch ihren Körper fließen lässt, sodass sie in einen tiefen Schlummer gerät und keine Schmerzen erleiden wird. Allerdings bedeutet ihr Unbewusstsein auch, dass der enorme Eiskwürfel ein Opfer der Gravitation geworden ist und alles tötet, was unter ihm ist, sogar ihren schlafenden Körper, meinen zukünftigen Körper.

Prolog Ende

Schweißgebadet wache ich auf, und mein Atem ist unregelmäßig. Alles, was meine Augen erkennen können, ist eine unangenehme Dunkelheit. Mein ganzer Körper zittert, und Sorgen über Sorgen rasen in meinem Kopf herum, sodass ich mich nie lange auf etwas konzentrieren kann. Schon bald sehe ich, wie sich der dunkle Raum in Kreisen dreht, sodass mein Gleichgewichtssinn übermannt und durcheinander gewirbelt wird. Bin ich schon gestorben?

Erst als ein Auto laut in der Ferne die Straße herunterfährt, bin ich mir sicher, dass ich mich momentan in meinem vertrauten Zimmer befinde. Mein Formel-Eins-Fahrer-Herz beruhigt sich allmählich, und zugleich haben sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt, sodass ich die Nachtlampe auf dem Tisch neben meinem Bett erkennen kann. Und genau diese Lampe mache ich auch sofort an. Als das grelle Licht meine Augen fast erblinden lässt, muss ich sie mit meinem Unterarm verdecken, um sie zu schützen. Dann seufze ich erleichtert auf.

Alles nur ein alberner Traum.

Aber zugegebenermaßen ist er für einen Traum ziemlich realistisch gewesen. Immerhin habe ich ihre Sehnsucht und Einsamkeit spüren können, sodass ich mich auch schon längst umgebracht hätte, wenn es kein Traum gewesen wäre.

Langsam bemerke ich, dass mein Hals sich zuschnürt und aus irgendeinem Grund spüre ich eine erstickende Enge, die den Raum unerträglich macht. Schnell schlüpfte ich aus meinem Bett und anschließend in meine Hausschuhe hinein, nur um dann fast zu stolpern. Doch zum Glück kann ich mich noch auffangen, und mit wackeligen Beinen versuche ich nun kerzengerade zu stehen.

Kein Wunder, dass meine Beine wackelig sind, denn mein ganzer Körper besitzt kaum noch Stärke. Mich wundert es schon, warum mein Körper immer noch nicht umgefallen ist. Denn ich fühle mich wie ein Wackelpudding auf zwei Stöcken. Jedoch ist die Angst vor der erstickenden Enge größer als die, wegen meines nicht vorhandenen Gleichgewichts hinzufallen. Aus diesem Grund wackle ich trotzdem zum Fenster hin.

Dadurch, dass ich im ersten Stock wohne, kann keiner vom Garten aus ganz dreist in meinem Zimmer hineingucken. Nicht dass jemals ein Fremder überhaupt in unseren Garten, geschweige denn in ein Zimmer unbemerkt reinschauen kann.

Sachte öffne ich die schweren blauen Vorhänge und das verstärkte Fenster. Meine Geschwister sind schon immer paranoid gewesen und haben sich extra verstärkte Fenster und Türen einbauen lassen. Nicht nur das, sondern auch Kameras in einigen Fluren, Räumen und

im ganzen Gartenbereich haben sie installieren lassen, damit sie immer sehen können, wer sich hier alles so herumschleicht.

Als erfolgreiche Ärztin und Erfinder sind die beiden immer auf der Hut wegen möglicher Diebe und Feinde. Für unsere Sicherheit haben sie deshalb unsere soziale Umgebung aufgegeben, obwohl sie sich schlecht fühlen, dass ich halbwegs isoliert leben müsse. Deswegen und weil ich ihre kleine Schwester bin, haben sie mir das schönste Zimmer erlaubt. Von hier aus hat man eine fantastische Sicht zum prächtigen Vorgarten mit bunten Blumen.

Als das Fenster geöffnet wurde, rauscht auch schon der kühle Nachtwind an meine Wangen und dann in mein Zimmer hinein. Mein Blick richtet sich erst auf den Garten, dann auf die sehr sichere Mauer. Sie ist mit Stacheldrähten und Strom gesichert, sodass auch ja niemand uneingeladen hereinspazieren kann. Über die Mauer hinweg kann ich nach unten versetzt die Stadt in der Ferne sehen.

Zuerst bin ich komplett dagegen gewesen, in einem alleinstehenden Haus auf diesen Hügel im Nirgendwo zu wohnen, weil es sehr einsam wirkt. Allerdings hat es schon etwas, von hier oben die ganze Stadt sehen zu können.

Da es Spätnacht ist, sind die meisten Lichter in den Häusern ausgeschaltet, aber die wenigen Hauslichter strahlen punktchenweise in meine Richtung, und ohne groß nachzudenken, erkenne ich ebenfalls die Straßenlaternen, die wie komische Kegel die Stadt erfüllen. Ab und zu huschen einige Autos vorbei, deren Lichter sie lustig in der Gegend tanzen lassen. Jedoch kann man von hier aus schlecht die Sterne sehen, weil die Stadt zu hell ist, aber dafür ist der käsig Vollmond klar erkennbar. Eine angenehme Stille kann ich wahrnehmen, und eine gut tuende Kälte schweift umher, die mich abkühlt.

Aber nach einer Weile merke ich, wie die Schweißperlen an meiner Haut sich wie winzige Eisbröckchen anfühlen. Mit einem Schaudern schließe ich deshalb hastig die Fenster wieder zu. Zum Glück habe ich meine Stärke wiedererhalten und stolziere zu meinem Bett hinüber, um unter die Decke zu tauchen. Meine Schwester hat schon immer gemeint, dass ich mich, seit ich klein war, nie so richtig geändert habe. Sowohl damals als auch jetzt liebe ich es, wie ein Burrito eingekuschelt zu sein, um seelenruhig zu schlafen. Nicht nur fühle ich mich so sicher, sondern bleibe auch noch warm. Die Tatsache, dass ich mich nicht so sehr bewegen kann, stört mich sichtlich wenig.

Am nächsten Morgen bin ich verschlafen aufgewacht, nachdem mein Wecker schrill geklingelt hat. Noch im Halbschlaf schaue ich auf meinen buntbemalten Kalender, der mir zeigt, dass heute Samstag ist.

Nachdem ich mich fertiggemacht habe, schlurfen meine Füße aus dem blau gestrichenen Zimmer raus. Im ganzen ersten Stock sind nur Schlaf- und Gästezimmer mit jeweils einem Badezimmer; hier sind auch die Zimmern von meinen Geschwistern.

Im Erdgeschoss ist eine moderne Küche, ein Lagerraum für Nahrung und Kochutensilien, ein großer Essbereich, ein einladender Flur zum Empfangszimmer, einzelne Badezimmer und ein gemütliches Wohnzimmer mit Elektronik, die entweder von meinem Bruder entwickelt oder verbessert wurde. Der zweite Stock ist der Arbeits- und Lernbereich, wo ich üblicherweise in der kleinen Hausbibliothek lerne und meine Geschwister in ihren gigantischen Arbeitszimmern ihrer Arbeit nachgehen können.

Zwar benutzt meine Schwester ihr Arbeitszimmer selten, weil sie normalerweise immer in einem bekannten Krankenhaus arbeitet, aber sie meint, dass sie ab und zu in ihrem Zimmer einfach auch nur experimentiert und jede Menge hochwichtige und giftige Medikamente verstaut und verschlossen hat.

Mein Bruder währenddessen ist immer in seinem Arbeitszimmer, weil er an seiner Technik tüftelt und alte Geräte repariert. Deswegen riecht sein Arbeitszimmer immer nach schmutzigen Öl und Metall. Da er immer in seinem Arbeitszimmer herumhockt, hat er das

größte Zimmer im Stock bekommen. Denn nicht nur ist sein Arbeitszimmer da zum Werkeln, sondern auch um viel Technik und Teile zu verstauen.

Manchmal glaube ich, dass er es gut hat, von zuhause arbeiten zu dürfen. Zwar ist sein Schlafrhythmus oftmals total hin, aber wen juckt's, wenn er seine Arbeit pünktlich erledigt. Beide Geschwister behaupten immer, dass sie ihre Jobs nur dank unseren verstorbenen Eltern lieben, weil sie selbst angeblich auch leidenschaftlich waren.

Über dem zweiten Stock gibt es noch ein großes und stabiles Dach, dessen Dachboden wir als einen gigantischen Lagerraum benutzen. Noch ist da nicht vieles drin, aber wer weiß, ob wir ihn nicht doch noch benutzen werden.

Der letzte Stock ist der Untergeschoss, das mit robusten Steinen gebaut ist, sodass es auch gut als ein sicherer Bunker fungieren kann. Da unten sind Luft- und Wasserfilter, eine große Wasserpumpe und mehrere gigantische Batterien, um die restliche Energie von unseren Solarzellen einzuspeichern. Seitdem mein Bruder enorme Ressourcen für seine Kreationen verbraucht, besitzen wir dank der Meckereien meiner Schwester jede Menge Maschinen, die unser Leben viel nachhaltiger machen sollen. Die Tatsache, dass meine Geschwister enorm verdienen, ist allen bekannt. Eifersucht und Hass sind daher immer unter dem Volk vorhanden.

Ich laufe die Treppen hinunter, die die einzelnen Stockwerke miteinander verbinden. Bevor ich auf die Stufen trete, ziehe ich wie immer meine Schlappen aus. Egal wie oft meine Schwester mich ermahnt, dies zu unterlassen, liebe ich es, barfuss die Treppen zu betreten. Als meine Zehen den kuscheligen Teppich, der die ganzen Stufen überzieht, berühren, wackel' ich mit ihnen so, dass ich jede Faser spüren kann. Eine witzig kitzelige Sensation wird an meinen Füßen verursacht. Meine Schwester liebt die Treppen, weil sie erdbeerfarben sind. Deswegen hasst sie es nur umso mehr, dass ich mit meinen nackten Füßen drüber stolziere. Sie schimpft immer mit mir mit demselben Argument, dass man nie weiß, wo meine Füße schon überall gewesen seien.

Summend und während ich meine Schlappen mit meinem Zeigefinger wie einen Helikopter wirbel', genieße ich den Teppich auf den verschiedenen Ebenen; Stufe für Stufe, bis ich zur letzten komme. Dann lass' ich meine Hausschuhe ohne Weiteres fallen, bevor ich sie mit meinen Füßen in die richtige Position führe, und so problemlos hinein schlüpfen zu können.

Im Essbereich steht ein langer Tisch; viel zu lang für nur drei Personen, aber wir benutzen eh nur das eine Tischende, das sich am nächsten zur Küche befindet. Und wie immer sitzen dort meine Schwester mit einer Tasse heißem Tee und Brötchen und mein Bruder mit einem Glas saurem Orangensaft und einer Schüssel Müsli.

Das Licht gelangt, nachdem die schweren Rollläden hochgefahren wurden, hell durch die großen Fenster ins Zimmer hinein, als würde die Sonne uns einen guten Morgen wünschen wollen. Dabei glitzern die am Tisch vorhandenen Gläser und Metalle in allen Richtungen. Eins dieser Gläser ist leer und verursacht zudem einen kleinen Regenbogen, der auf dem Tisch ruht. Neben dem Glas steht ein Teller und Besteck.

Das ist normalerweise mein Platz, der immer geduldig auf mich wartet. Zwar fangen meine Geschwister immer an, ohne mich zu frühstücken, aber sie hören üblicherweise nie ohne mich auf. Wenn ich anfangen zu essen, gönnt sich Sylia dann immer eine zweite Tasse Tee, und Tryon schüttet sich eine zweite Portion Müsli und Milch ein.

„Guten Morgen Schlafmütze“, grüßt mich Tryon mit einem sarkastischen Lächeln. „Immer noch am Schlafen?“

Egal wie unschuldig und normal eine Frage klingen mag, er kann sie immer nervtötend herüberbringen.

„Siehst du nicht, dass ich schon wach bin?“ Es ist einfach zu früh, um nicht motzig zu sein.

„Bei dir weiß man das irgendwie nie.“

„Was meinst du denn damit?“

Bevor er ein weiteres Wort rauslassen kann, starrt Sylia Tryon böse an. Anschließend dreht sie sich zu mir um, und ihre ruhige Stimme erklingt in meinen Ohren. „Lyanne, mein Burrito, du kannst ruhig noch eine Mütze schlafen kriegen. Du siehst noch verschlafener aus als sonst.“

Ich seufze niedergeschlagen. „Aber ich kann nicht mehr schlafen.“

„Hattest du einen Albtraum?“

Mit einem Nicken setze ich mich auch auf meinem Platz hin und greife nach einem Brötchen, das ich dann schlaff auf meinen Teller lege. Als ich den Orangensaft in mein Glas hinein schütte, macht er ein lautes Plitschgeräusch und droht überzuschwappen.

„War dein Traum eher albern oder gruselig?“, fragt Tryon, der schon längst Meister von albernem Träumen geworden ist. Er ist der Meinung, dass diese Träume seine größte Inspirationen seien, wenn er an einem neuen Projekt arbeiten muss.

„Ich schätze mal gruselig, weil es eine Apokalypse war mit Monstern und so, aber das Schlimmste war das nicht, glaube ich.“ Nach einer Pause murmele ich weiter: „Ich glaube, das Schlimmste war die erdrückende Einsamkeit.“

Für eine Weile sagt niemand etwas.

„That’s hard, bro.“

Nachdem er das Schweigen damit unterbrochen hat, schlägt plötzlich meine Schwester seinen Arm mit gewaltiger Kraft, sodass er wie ein Welp aufjammert. Mit einem strengen Blick ermahnt sie ihn erneut, während er nur kleinlaut über seinem Arm streicht.

Dann dreht sie sich mit einem geschlossenen Lächeln, das ihre Grübchen zeigt, zu mir um. „Ignoriere ihn und erzähl mir lieber weiter von deinem Traum.“

Nach kurzen Zögern erzähle ich weiter: „Die zukünftige Version von mir selbst war die einzige Überlebende in einer Umgebung voller Kreaturen. Ich weiß nicht, wie lange sie schon einsam war, aber lang genug, um ihr eigenes Leben zu nehmen.“

Während Tryon in Ruhe sein Frühstück verzehrt, tröstet mich Sylia, dass jetzt alles gut und ich in Sicherheit sei. Nur mit einem Achselzucken kann ich ihre netten Bemühungen beantworten.

Allerdings bekomme ich selbst die nächsten Nächte zahlreiche Albträume, und das Seltsame ist, dass sie nicht die gleichen sind, sondern entweder Fortsetzungen oder Geschehnisse, die kurz nach der Apokalypse passiert sind. Jedes Mal bin ich fix und fertig mit meinem Körper, außerdem müde.

In der Nacht von Sonntag auf Montag wälze ich wie immer seit Kurzem im Bett herum, nur um eine gemütliche Schlafposition zu ergattern. Erschöpft liegt mein Arm auf meiner Stirn, und meine Augen starren in die endlose Nacht hinein. Was wenn ich einen weiteren Albtraum bekomme?

Jedes Mal kann ich ihre Sehnsucht und Angst spüren, jedes einzige verdammte Mal. Dass ich psychisch am Ende bin, ist eine leichte Untertreibung. Doch irgendwie schaffe ich es, trotzdem einzuschlafen.

Für einen Moment spüre und fühle ich nichts, bis ich auf einmal Sonnenstrahlen verspüre. Erst jetzt bemerke ich, dass ich mich auf dem Schulhof befinde. Aber ich bin doch noch am Schlafen gewesen? Selbst mein Handy möchte mir weiß machen, dass heute mein erster Schultag nach dem Wochenende ist. Bin ich schlafwandelnd zur Schule gegangen?

Nein, meine Geschwister hätten mich nämlich schon längst aufgehalten, aber ich bin sogar richtig angezogen. Kein Schlafanzug, sondern eine Jeans und ein einfaches Top, nicht mehr und nicht weniger.

Nach meinen Träumen sollte mittags die Apokalypse beginnen, aber das ist sicherlich Schwachsinn.

Plötzlich ertönt ein aufgewecktes Raunen im Schulhof, und alle gaffen den Himmel an. Mit Verwunderung wage ich ebenfalls einen Blick hoch, und überraschenderweise begrüßt mich im Juni eine weiße Schneeflocke. Dann können meine Ohren Gelächter und Verwunderung wahrnehmen. Schließlich fange ich die weiße, kalte Blüte vom Himmel auf, die sich sofort in meine Hand verschmilzt, bis sie nur noch eine seltsame Kälte hinterlässt.

Ich träume doch nicht? Doch dann schrecke ich urplötzlich hoch und sehe, dass mein dunkles Zimmer mich begrüßt. Es ... Es war doch nur ein Traum. Sie werden immer realistischer, und ich werde immer panischer.

In Sekundenschnelle greife ich nach meinem Handy und gucke aufs Datum, das mir genau den gleichen Tag anzeigt wie in meinem Traum. Halt nur eine frühere Uhrzeit. Eine definitiv viel frühere Uhrzeit. Seufzend lasse ich mich auf mein Bett plumpsen und betrachte meine Decke erneut, bis meine schweren Augenlider sich allmählich schließen.

„Immer noch Albträume?“

Sylia's Frage erweckt mich aus dem Halbschlaf und holt mich in die Gegenwart zurück, wo ich eigentlich momentan am bunt gedeckten Frühstückstisch sitze. Vor mir erscheint die Welt trüb und unscharf. Nur mühselig klart meine Sicht auf, während sich langsam aber sicher brennende Tränen in meinen Augen sammeln.

„Kann man mir das etwa so sehr ansehen?“, murmel' ich gähmend und reibe mir kräftig meine Augen röter als sie schon längst sind. Nur für einen Moment lang spüre ich die Erleichterung vom Juckreiz in den Augen, aber schon bald darauf brennen sie nur umso mehr. Ich glaube, ich habe ein kleines Feuer in meinen Augen gezündet. Mit einem gequälten Seufzer lege ich meine Unterarme sanft auf meine geschlossenen Augen, damit ich sie nicht noch weiter kratze, auch wenn das Verlangen danach groß ist.

„Hast du dich mal im Spiegel gesehen, oder kannst du dich vor lauter Augenringen gar nicht mehr betrachten? Du siehst aus wie ein besoffener Panda.“

Hätte er sich nicht so weit von mir weggesetzt, hätte ich meinem allerliebsten Bruder eine gepfiffen. Aber wo er Recht hat, hat er Recht. Auch wenn er etwas übertrieben hat, sehe ich richtig schlimm aus.

„Tryon, Schnauze“, zischt Sylia streng und versucht mich aufzuheitern. „Nichts, was man nicht mit ein bisschen Schminke verdecken kann.“

„Ein bisschen Schminke? Muss ja mal eine Gesichtsmaske sein, um das da zu vertuschen.“

Plötzlich jammert er leise auf, nachdem Sylia ihm kräftig ans Schienbein getreten hat und sie nun einen strengen Blick zu ihm herüberwirft. Jetzt versteht er endlich, dass er seine vorlaute Klappe halten muss, bevor er noch eine über die Rübe bekommt und isst von diesem Moment an ganz brav sein Frühstück, ohne auch nur einen weiteren Mucks von sich zu geben.

„Wir können ja schauen, was ich in meinem Zimmer so alles finden kann, okay?“

Normalerweise schützt meine Schwester ihre Schminke, als wäre sie ihr Babys, aber an sich ist sie eine großzügige Schwester und eilt mir immer zur Hilfe, wenn eine Not besteht.

Bevor ich etwas dagegen einwenden kann, hakt sie ein: „Und das geht schnell genug, damit du noch rechtzeitig zur Schule kannst.“

Mit einem süßen Lächeln und strahlend grünen Augen guckt sie mich enthusiastisch an. Dabei glitzern ihre blauen Augen voller Freude, fast so wie das Schimmern im Meerwasser. Ich weiß, dass sie schon immer mein Gesicht schminken wollte, aber nie die Gelegenheit bekommen hat, weil ich entweder keine Zeit oder Lust hatte. Normalerweise würde ich auch jetzt ablehnen, nicht weil ich die Farbe auf meinem Gesicht hasse, sondern weil ich das Gefühl, dass etwas an meinem Gesicht klebt, als unangenehm empfinde. Das Verlangen, die Schminke von meinem Gesicht abzureißen oder wegzuwischen, ist daher immer riesig. Da ich jedoch nicht als besoffener Panda in die Schule möchte, nehme ich deshalb ihr Angebot an.

Nach dem Frühstück geht Sylia freudig über mein Gesicht her, und das Ergebnis kann sich echt sehen lassen. Irgendwie hat sie es ja doch geschafft, dass ich mehr als nur passabel aussehe. Ein bisschen Verschlafenheit ist noch in meinem Gesicht zu erkennen, aber mehr zum Glück auch nicht.

„Danke, du bist meine Rettung“, murmele ich noch verschlafen.

Während ich noch ein bisschen vor mich hin döse, betrachtet sie mich besorgt und bietet dann an: „Weißt du was? Ich kann dich zur Schule fahren, damit du dich noch im Auto ausruhen kannst.“

„Nein, schon gut. Ich kann noch im Bus eine Mütze Schlaf ergattern, und außerdem solltest du für deine Präsentation nicht zu spät sein.“

Als eine talentierte Ärztin hat sie selbst wenig Zeit zum Schlafen oder Ausruhen. Da muss ich sie nicht noch stören. Nach einigen Hin und Her gibt sie auch endlich mürrisch nach und lässt mich aus dem Haus, um den Bus noch zu erwischen.

Kaum bin ich aus dem Haus, blendet mich die grelle Morgensonne. Der kühle Tau überzieht die Wiesen zu einer glitzernden Landschaft, und ein frischer Geruch vom gemähten Gras ist mit dem verlockenden Duft des herzhafte süßen Gebäcks aus der Traditionsbäckerei direkt um die Ecke in der Luft vermischt.

Trotz der wunderbaren Morgennatur kann ich mich nicht erfreuen. Denn meine Müdigkeit überrollt mich dafür viel zu sehr. Ohne groß zu merken wie, stehe ich vor der Schule, wo ich meine engen Freundinnen, Joe und Katrin, begrüße.

„Morgen Lyanne“, dann hält Joe inne und beäugt mich neugierig. „Muss schon sagen, du siehst heute irgendwie fancier aus als sonst.“

„Liegt an der teuren Schminke auf ihrem Gesicht. Und auch gut angewendet.“ Selbst Katrin starrt mein Gesicht intensiv an. „Bestimmt war das deine Schwester. Das sieht sehr gut aus.“

Auf ihre Komplimente kann ich mich nur verlegen bedanken. Als wir uns ins Klassenzimmer bewegen, bemerke ich, dass diese Szenen mir bekannt vorkommen, als hätte ich das alles haargenau so schon mal gemacht. Doch ich erkläre mir es so, dass ich nur eine bizarre Nostalgie wahrnehme, sonst nichts. Doch das seltsame Gefühl, dass ich in einer Illusion oder alternativen Dimension lebe, verlässt mich nicht, aber ich versuche es so gut wie möglich zu ignorieren.

Der Unterricht verläuft wie immer, aber die Pause ist seltsamerweise gruselig unheimlich. Genau hier und genau jetzt gleicht die momentane Szene der Szene in meinem Traum. Das einzige, was noch fehlt, ist ...

Noch nie in meinem Leben hat sich mein Kopf so schnell in Richtung Himmel bewegt. Und wie auf Kommando höre ich, wie ein aufgewecktes Raunen im Schulhof aufkommt und sehe, wie alle in den Himmel gaffen.

Zitternd fasse ich das eingefrorene Gut an, das meine Hand berührt. Selbst das Gelächter und die Verwunderung sind gleichgeblieben. Auf einmal steigen in mir unzählige ungute Gefühle hoch; Einsamkeit, Übelkeit, Unbehagen, Angst und Wut.

„Alles okay? Willst du etwas trinken?“, fragt Katrin besorgt, nachdem sie mein bleiches Gesicht gesehen hat.

Für einen Moment kann ich sie nicht verstehen, sehe aber, wie sich ihr Mund auf und zu bewegt. Alles, was ich verstehen kann, ist ein leises Gemurmel, das man eigentlich nur unter Wasser hört. Doch allmählich übersetzt mein Gehirn ihr Gesagtes von leisen Geräuschen in verständliche Wörter.

Sie erschreckt sich, als ich plötzlich auf meine Wangen schlage. Ein schmerzhaftes Stechen bleibt an meinen Wangen hängen, aber es ist mir egal, denn ich wollte nur wissen, ob ich noch träume, aber unglücklicherweise ist dies nicht der Fall.

„Was war das, Lyanne?“, wundert sich Joe, die mich anstarrt, als sei ich verrückt geworden, was ich ihr aber nicht verübeln kann.

Verzweifelt kralle ich mich an ihre Schultern und warne meine Freundinnen: „Es wird etwas sehr Schlimmes und Übernatürliches passieren. Bitte kommt zu mir nach Hause. Jetzt! Ruft alle an, die euch am Wichtigsten sind, und erzählt ihnen, dass sie, bevor es Mittag wird, zu mir nach Hause kommen müssen.“

Katrin, die Tochter eines berühmten Schützen mit Pfeil und Bogen aber auch Pistolen, hat seine Talente ebenfalls geerbt. Ohne Probleme reißt sie meine Hand von ihrer Schulter. „Du halluzinierst“, knirscht sie, verbittert darüber, dass ihre Klamotten nun leicht zerknittert sind.

Selbst Joe stimmt ihr zu, obwohl sie öfters eher auf meiner Seite steht, aber ich weiß, dass ich nicht verrückt geworden bin. Sollte ich ihnen von meinem Traum erzählen?

Am besten eigentlich allen hier, aber sie werden mich definitiv als verrückt abstempeln. Das bringt nichts, ich verliere nur wertvolle Zeit, wenn ich alle warne. Außerdem werden sie mir nicht glauben und einfach weiter in ihrer Tagesroutine fortfahren. Jedoch kann ich bestimmt meine Freundinnen überzeugen, oder nicht? Sie müssen mir vertrauen.

Nach kurzem Zögern mache ich meinen Mund auf. Zuerst ist nur ein leises und seltsames Krächzen zu hören, dann erst kommen verständliche Wörter heraus: „Genau diese Szene habe ich heute geträumt. Wenn ihr auch nur einen Funken von Vertrauen in mich habt, tut bitte, was ich euch sage. Eine verdamnte Apokalypse steht uns bevor. Der beste Ort, um zu überleben ist halt bei mir zuhause.“

Auf einmal halte ich inne, meine Augen weiten sich, und ohne zu zögern laufe ich dann in Richtung des Schulausgangs.

Besorgt begleiten meine Freundinnen mich für ein Stück und fragen: „Wo willst du hin?“

„Materialien und mehr Bücher besorgen, und meine Geschwister warnen.“

Während ich gesprochen habe, bin ich kein einziges Mal stehengeblieben. Mein Blick ist fokussiert, und die Entschlossenheit, die ich besitze, verblüfft Katrin und Joe. Dann seufzt Joe, die schließlich meine Hand hält und mich plötzlich schneller in die Richtung zieht, in die auch ich stolziert bin. Überrascht vom Ruck, stolpere ich fast über meine eigenen Beine.

„Joe?“

Joes blonder Wuschelkopf dreht sich um, sodass sie nach hinten zu mir guckt, sie bleibt jedoch nicht stehen und beschließt lauthals: „Weißt du was, selbst wenn du einen Knall bekommen hast, es schadet nie, auf der sicheren Seite zu stehen.“ Dann erscheint ein gewieftes Lächeln auf ihrem Gesicht, das eigentlich nur etwas Schlechtes bedeuten kann. „Einen Tag Schule geschwänzt ist nicht das Ende der Welt, aber eine Apokalypse schon, oder nicht?“

Als ich das gehört habe, erscheint auch ein breites Lächeln auf meinem Gesicht. „Danke, Joe.“

Katrin aber ist kurz stehengeblieben und schaut nur baff zu, wie beide ihrer Freundinnen einfach aus dem Schulhof rennen. Nach kurzem Überlegen und einem Kopfkratzen entschließt sie sich allerdings dagegen und geht mit einem lauten Seufzer wieder in das Schulgebäude.

Vor dem Einkaufszentrum kontaktiert Joe ihre Familie, die aus einem Bruder und einer Mutter besteht, um ihr von einer drängenden Not zu berichten. Ihre Großeltern kann sie nur warnen, dass sie in Sicherheit gehen sollen, weil sie komplett woanders wohnen.

In der Zwischenzeit rufe ich Sylia an, deren Anrufbeantworter auch sofort anspringt. Mit einem leisen Fluchen rufe ich erst einmal Tryon an, der sicherlich an sein Handy gehen wird. Als könne ich die Zukunft sehen, geht Tryon, der nur ein abwesendes Brummeln als Begrüßung herauslässt, an sein Handy.

Während ich mich in Kreisen drehe, sage ich mit Ungeduld in meiner Stimme: „Hey Tryon, bist doch bestimmt zuhause, stimmt’s oder habe ich Recht?“

Für eine kurze Weile bekomme ich keine Antwort, bis dann nur ein verwirrtes „Was?“ erklingt. Dann erst versteht er, dass ich ihn in die Irre führen will und dies auch mit Erfolg erreicht habe.

„Lyanne, ich bin beschäftigt, und außerdem ...“, er macht eine weitere Pause, und ich kann hören, wie er kurz raschelnd das Handy vom Ohr nimmt und dann wieder ans Ohr hält, „... hast du doch noch um diese Uhrzeit Unterricht, oder nicht?“

„Ich ... Na ja, technischer Weise ja, ja schon. Aber das ist momentan nicht wichtig.“

„Ach so? Soll mir egal sein. Bist ja eh erwachsen genug, um das selbst entscheiden zu können. Also? Was gibt's?“

Durch das Handy kommt ein ruhiges Quietschen, das normalerweise passiert, wenn er sich in seinem Drehstuhl umdreht.

„Tryon, rufe bitte alle deine allerwichtigsten Personen an, die du gerne noch in deinem Leben haben willst. Sie sollen sich noch bevor es Mittag wird bei uns zuhause versammeln! Es gibt einen Notfall.“

„Was? Ein Notfall?“

„Ja, ich erkläre dir alles später in Ruhe, aber ich will, dass du mir vertraust.“

Ohne zu zögern antwortet er: „Sicher.“

Ein breites Lächeln kriecht auf mein Gesicht. Manchmal ist er ein Idiot, aber er würde mich nie im Stich lassen.

„Kannst du eigentlich Syla erreichen?“

„Nein, sie ist wahrscheinlich zu beschäftigt, Leben zu retten.“

„Egal, ich werde sie dann nachher abholen. Kannst du mir in der Zwischenzeit einen kleinen Gefallen tun?“

Nach einem kurzen Stöhnen erwidert er kleinlaut: „Mit Vergnügen doch.“

„Auch wenn du momentan ebenfalls beschäftigt bist, kannst du in den Elektronikladen gehen und so viele Kleinteile und was weiß ich, was man so alles braucht, holen? Am besten viele Teile, die man reparieren kann oder die als Ersatzteile fungieren können. Besonders für unsere Filter, Kameras und des Weiteren.“

„Sind die relevant für den Notfall?“

„Jap.“

„Na dann, sicher.“

Kurz darauf lege ich auf und drehe mich wieder zu Joe um, die ebenfalls ihre Telefonate beendet hat. Dann bereiten wir uns für die Apokalypse vor. Jetzt bin ich noch mehr erleichtert, dass sie dabei ist, denn zwei Personen mit je zwei Händen sind mehr als eine Person. Zudem holt sie dann immer die Dinge, die ich entweder nicht vorher in Erwägung gezogen oder übersehen habe. Außerdem können wir uns dann auch die Zeit besser aufteilen.

Während sie wieder einmal weghüpft, um Textilien und „Waffen“ zu besorgen, bin ich in der Bibliothek, um mir viele Bücher zu besorgen. Während der Apokalypse wird eh keiner mehr nach den ausgeliehenen Büchern fragen. Dann gehe ich noch einmal in den Supermarkt, um mir eine Menge an Essen zu holen. Am besten Essen aus der Dose und lang haltbares Essen. Bevor ich es vergesse, häufe ich auch noch eine Menge verschiedener Samensorten an.

Nun gewappnet mit wichtigen Materialien, treffe ich mich wieder mit Joe, die auf einer Sitzbank mit angewinkelten Beinen hockt. Neben ihr sind einige ordentlich platzierte Einkaufsstützen, die randvoll mit Krimskrams gefüllt sind. Zu meiner Überraschung sehe ich auch mehrer Besenstiele.

In dem Moment, als sie mich entdeckt hat, springt sie von der Bank herunter und trägt ihre Tüten in meine Richtung. Dabei schleifen sie fast am Boden entlang.

Mich wundert's nur, was sie denn alles geholt hat, weil Joe eigentlich richtig stark ist, weil sie sich oft mit ihrem Bruder rauft, obwohl er irgendwelche Kampfkunst betreibt. Jedoch weiß ich auch, dass wir echt wenig Zeit haben, deshalb erspare ich ihr die Fragen.

„Joe, ich muss jetzt zu meiner Schwester. Geh’ du nach Hause, packe alles ein, was du und deine Familie braucht, und komme dann einfach zu mir nach Hause.“

Ich halte ihr meine offene Handfläche hin, die sie auch sofort mit einem lauten Knall abklatscht. „Dito.“

Sie nimmt ihre Tüten mit, während ich meine mitnehme, weil man sie nicht alleine schleppen kann.

Nachdem ich mit dem Bus in eine andere Stadt gefahren bin, erreiche ich auch in kurzer Zeit das Krankenhaus, wo meine Schwester arbeitet. Die Atmosphäre im Krankenhaus ist sehr eilig und rein. Als eine die Rezeptionistin mich erkannt hat, ruft sie auch direkt meine Schwester an.

Mit jeder Sekunde werde ich nur ungeduldiger und wippe mein linkes Bein auf und ab. Mein Blick löst sich nicht von der Tür, aus der meine Schwester herauskommen soll. Als sie auch in Eile herauskommt, springe ich von meinem Sitz herunter und wir gehen aufeinander zu.

„Was brennt?“ Ihre Stimme trägt einen Hauch von Sorge, die ein schlechtes Gewissen in mir verursacht.

„Wir haben einen Notfall, aber halt einen etwas anderen Notfall, weil es ein zukünftiger Notfall ist.“ Nach und nach klingt meine Aussage eher wie eine Frage, die meine Schwester noch mehr verwirrt als vorher. „Egal.“ Ich zuckte mit den Schultern und ziehe an ihrer Hand. „Bitte vertraue mir, wenn ich dir sage, dass du jetzt mit mir mitkommen musst.“

Ihre Augen weiten sich ein bisschen, und ihr Mund öffnet sich einmal, um sich dann nur wieder zu schließen. Mit einem ernsten Blick nickt sie nur und antwortet so mit stiller Gestik. Nachdem über ihr plötzliches Freinehmen Bescheid gegeben hat, kommt sie mit mir. Ihr ist es jetzt auch egal, dass sie dadurch eine Strafe bekommen kann.

Bevor wir zu uns nach Hause gehen, halten wir noch bei einem Schuh- und Kleidungsgeschäft. Dort besorgen wir eine Menge an festen und robusten Klamotten und Schuhen. Auch wenn Sylia nicht weiß, wozu, hinterfragt sie es nicht, weil sie eine Shoppingtour nie hinterfragt.

Glücklicherweise fährt Sylia immer mit ihrem Auto, sodass ein großer Haufen an Bekleidung in das Auto reingestopft und transportiert werden kann.

Zuhause angekommen steht schon Joe mit ihrer Familie und ihren Sachen vor dem Eingang.

Auch sind einige andere Personen erschienen, die ich auf den ersten Blick wiedererkenne. Einige sind Tryons Freunde und deren Familien, und die anderen sind Sylias Freunde und deren Familien.

Als ich sie einladend hineinbitte, betrachte ich noch ein letztes Mal den blauen Himmel über uns. Nur alleine anhand des Himmels kann man sich nicht erdenken, dass es noch am selben Tag frostige Kristalle geschneit hat. Allerdings gucke ich nicht auf das Wetter, sondern auf etwas anderes, was ich aber natürlich nicht sehen kann.

Bevor ich das schwere Eingangstor zuschließe, bemerke ich, wie in der Ferne ein schwarzes Auto auf mich zufährt. Auf dem zweiten Blick erkenne ich, dass in dem Auto Katrin und ihre Familie sitzen. Eilig mache ich das Tor wieder auf, damit sie problemlos hineinfahren können. Nachdem das Auto zum Stillstand gekommen ist, reißt Katrin die Tür von innen auf und steigt aus. Ein bisschen baff beobachte ich, wie sie erst einmal ihrem Vater und ihrer Mutter beim Ausladen hilft. Dann stolziert sie zu mir, mit einem schiefen Lächeln auf ihr Gesicht gekleistert.

„Better be safe than sorry. Und Joe hatte Recht. Selbst wenn es ein Fehlalarm ist, macht es nichts, einen Schultag zu verplempern.“

Meine Augenbrauen heben sich und ein Grinsen entsteht auf meinem Mund, und ich kann nicht anders, als sie erst einmal zu umarmen. „Ich verspreche es dir, dass es keine schlechte Entscheidung sein wird.“

Sie kichert und erwidert: „Eine schlechte Entscheidung kann es nur sein, wenn der Gegenpreis oder die Konsequenz zu groß ist.“

Im Haus drinnen nehmen alle am gemütlichen Esstisch Platz, damit sie endlich erfahren können, was nun eigentlich wirklich los ist. Mit einem Blick nach draußen beginne ich auch meine Rede: „Wir haben uns hier versammelt, weil ich einen Notfall gemeldet habe. Um den Notfall verstehen zu können, muss ich euch mitteilen, dass ich seit einigen Tagen seltsame Träume von einer nicht so schönen, bevorstehenden Zukunft habe.“ Ein leises Seufzen kann ich aus Tryons Richtung wahrnehmen. „Aus unerklärlichen Gründen waren meine Träume miteinander vernetzt, sodass ich gestern den Traum bekam, dass mitten im Sommer weiße Schneeflocken vom Himmel fallen, und heute war das der Fall.“

„Du willst uns ernsthaft weismachen, dass du hellseherische Träume hattest?“

Eine tiefe Stimme mit einem Hauch von Ungeduld ist zu vernehmen. Diese Stimme gehört Joes Bruder, der Ronny heißt. Er ist ungefähr fünf Jahre älter als wir, aber manchmal benimmt er sich genauso, als würde er zu uns gehören.

„Ich weiß, es klingt seltsam“, gebe ich laut zu, „aber ihr müsst nur für eine Stunde hier drinnen bleiben.“

„Lyanne, sicher, dass alles mit dir in Ordnung ist?“

Diese Frage kommt von Sylia's Freund und Arztkollege Bastian. Er gehört praktisch zur Familie, und deswegen macht er sich oftmals Sorgen um unsere Gesundheit. Üblicherweise nur um Tryons, weil er manchmal sehr ungesund lebt, aber na ja.

„Ich bin mir sicher“, knirsche ich, „ihr müsst mir einfach nur vertrauen, auch wenn es nur eine Stunde ist.“

Alle schauen sich fragend an, aber am Ende entscheiden sie sich, zu bleiben. Immerhin würde ich sie nicht ohne Grund anlügen. Während sie miteinander sprechen und die Zeit totschlagen, packen Tryon, Sylia und ich die eingekauften Sachen ein. Und schon bald ist auch die nervenkitzelige Stunde verflogen, und bis jetzt ist nichts passiert. Die Ersten wollen auch gehen, jedoch können sie mich nicht überzeugen, dass doch kein Notfall existiert.

„Lyanne, denk' es doch mal so: Wie wahrscheinlich ist es, dass eine Apokalypse erscheint?“, fragt Nina, die eine Arbeitskollegin und Freundin von Tryon ist.

„Sehr wahrscheinlich“, flüstere ich nach einem kurzen Zögern. Ich bin nicht verrückt, oder?

„Nina, Lyanne, kommt wieder rein, es gibt eine Eilmeldung in den Nachrichten!“, berichtet uns Sylia, die von der Ecke erscheint.

Eilig rennen wir wieder rein, nur um zu sehen, wie ein Reporter mit leicht stotternder Stimme die Nachricht vermittelt, dass mehrere kleine Meteoren auf unsere Erde zurasen. Zwar habe ich immer geglaubt, dass meine Träume wahr sind, aber trotzdem ist die Hoffnung, dass ich mich nur vertan habe, bestanden geblieben.

Nach der Eilmeldung, dass in knapp zehn Minuten die Meteoren auf unsere Erde aufschlagen und der Aufforderung, dass wir im Keller oder in einem Bunker in Sicherheit gehen sollen, starren mich alle mit bleichen Gesichtern an.

Mit zittriger Stimme und nach einem Schlucken, nuschle ich: „Auf den Meteoren ist ein bestimmter Virus, der alles töten oder mutieren kann, wenn sich die Person nicht genug vorbereitet hat.“ Dann, mit einer lauterer Stimme, befehle ich: „Schnell! Wir müssen uns im Keller einsperren.“

Fast schon hysterisch laufen wir alle zum Keller hinunter und schalten ein Radio ein, das zuerst nur ein leises Zischen von sich gibt, dann ertönt eine besorgte und rauschende Stimme: „Der geschätzte Einschlag ist in nur noch fünf Minuten, und die Meteoren haben sich in noch kleinere Teile aufgesplittet. Es wird geschätzt, dass diese Teilchen sich noch mehrfach

aufteilen, sodass sie alle klein genug werden, dass die Erde und alle Lebewesen, die entweder weit weg oder geschützt genug sind, überleben können. Allerdings wird die Erde unzählige gigantische Dellen besitzen.“

„Warum hat man die Meteoren nicht schon vorher gesichtet?“, fragt mich Tryon.

Ich massiere meine Schläfe und antworte: „Klingt dumm, aber die Meteoren sind von einer magischen Substanz und mit dem Virus so umhüllt gewesen, dass keine Elektronik oder keine Technik sie erkennen konnten.“

„Ernsthaft?“

„Du hast keine bessere Erklärung.“

Eine unangenehme Stille breitet sich aus, die nicht nur zwischen uns beiden ist, sondern im ganzen Keller herrscht.

Zögernd versuche ich sie aufzumuntern: „Aber so viel, wie ich weiß, sollten keine Meteoreiteile in unserer Nähe aufprallen.“

Das hebt zwar die Stimmung nicht sehr, aber wenigstens können sie sich guten Gewissens zurücklehnen.

Mit Anspannung in der Luft warten wir auf weitere Meldungen oder viele Knalle. Auf einmal hören wir in der Ferne ein lautes Donnern. Im Nu wissen wir, dass es nicht ein normales Donnern, sondern die Meteoren sind. Die Angst ist allen ins Gesicht geschrieben, und die ersten fühlen sich auch direkt unwohl. Zugegebenermaßen fühle ich mich auch unwohl, doch dann bemerke ich, dass es nicht daran liegt, dass wir angespannt sind, sondern daran, dass der Virus sich ausgebreitet hat!

In Windeseile sammele ich alle zusammen, die sich etwas schlecht fühlen. Sie alle haben das Potential, eine Magieeigenschaft zu entwickeln oder zu grässlichen Kreaturen zu mutieren.

„Macht es mir nach.“ Ich atme konzentriert tief ein und aus. „Wiederholt das und kämpft gegen das Unwohlsein an.“

Während sie das tun, frage ich mich, ob ich schon jetzt Magie benutzen kann, strecke meine offene Handfläche aus und konzentriere mich auf einen Blitz. Zuerst passiert nichts, aber dann erscheinen kleine Blitze auf meiner Handfläche, die von ihr entkommen wollen. Ein lautes Raunen ertönt, und viele sehen mit ihren aufgerissenen Augen auf meine Hand. Prompt nähere ich mich den konzentrierten Personen an und lege sachte eine Hand auf deren Schulter. Wenn meine Träume mir keinen Blödsinn mitgeteilt haben, sollte jetzt ein regelmäßiger Fluss von Magie in deren Körper fließen, damit sie ihren unregelmäßigen Magiefluss stabilisiert.

Ein warmer Fluss geht von meiner Hand in deren Schulter hinein und kehrt dann wieder in meine Hand zurück. Allmählich kann ich spüren, wie ihr Fluss kontrolliert im Körper seine Runden dreht. Als sie stabilisiert genug sind, nehme ich meine Hand runter und gehe zu den anderen und helfe bei denen aus. Nach wenigen Minuten habe ich auch das geschafft.

„Leute, euer Magiefluss ist zwar jetzt stabilisiert, aber ihr müsst wissen, dass es Wasser-, Feuer-, Luft-, Erde-, Pflanzen-, Metall-, Eis- und Elektrizitätsmagie gibt. Magier sind schon an sich selten, weil sie mit Talent zusammenarbeiten. Deswegen sind üblicherweise Magier nur mit einem Element ausgestattet. Die seltensten Magier haben zwei, geschweige denn mehr als zwei. Meistens sind die Elemente angepasst an die Persönlichkeit. Dann gibt es noch verschiedene Stärken in den Elementen. Man nennt sie Ränge. Später werden sich übriggebliebenen Menschen einigen, dass es sieben Ränge gibt. Von schwächsten zum stärksten, H bis A, es geht alphabetisch. Dann gibt es noch den Mythos, dass ein Rang stärker als A existiert, den nennen wir S-Rang. Bis jetzt habe ich nur von einem Menschen gehört, der den S-Rang besaß.“

Mit einem hochgezogene Augenbrauen fragt Sylia: „Welche Elemente und deren Ränge hast du denn in deinen Träumen gehabt?“

„Ich sollte Eismagie Rang B und Elektrizitätsmagie Rang C haben. Noch habe ich nicht die volle Stärke, weil jeder seinen Rang bis zu seinem individuellen Zeitpunkt verbessern kann.“

Nach einer kurzen Weile hat sich die Außenwelt auch beruhigt, aber niemand von uns will so wirklich raus und die Situation inspizieren. Allerdings muss am Ende jemand die momentane Lage den anderen mitteilen. Deswegen beschließe ich, dass es meine Aufgabe sein wird. Obwohl meine Geschwister nicht wollen, dass ich jetzt schon rausgehe, kann ich sie überzeugen, dass alles in Ordnung ist.

Nachdem ich aus dem Kellerraum rausgegangen bin, betrete ich die Stufen nach oben. Mit einem Lächeln muss ich daran denken, wie diese Treppe eigentlich eine meiner Lieblingstreppe auf der ganzen Welt ist. Und doch kann ich mich momentan nicht erfreuen, sie herauf zu gehen. Jeder Schritt fühlt sich schwer an, als hätte sich die Gravitation der Erde verdoppelt. Nur zögerlich kann ich die einzelnen Stufen erklimmen, und trotzdem gelange ich oben im düsteren Erdgeschoss an.

Kurzerhand drücke ich auf den Lichtschalter, und das Licht geht an. Erleichtert, dass anscheinend nichts hier kaputt gegangen ist, schalte ich das Licht wieder aus. Immerhin müssen wir Strom sparen. In meinem Kopf rasen unzählige Bilder von der Apokalypse, die ich in meinen Träumen gesehen habe, sodass ich vor der sicheren Eingangstür kurz stehenbleibe und die Türklinke nur groß anstarre. Vorsichtig lege ich meine Hand auf sie und ziehe sie, nach einmal Ein- und Ausatmen, runter.

In dem Moment, als ich einen Blick nach draußen bekomme, fliegen Sandkörner plötzlich in meine Augen. Fluchend knalle ich also die Tür wieder zu und reibe mir den Sand aus den Augen. Nachdem sich der Juckreiz gelegt hat, schnappe ich eine Taucherbrille von einer Kiste im Lagerregal und öffne erneut die schwere Tür. Dieses Mal kann ich die momentane Zustandslage der Welt erkennen.

Dieses Bild vor mir hat sich auch sofort in meiner Erinnerung verewigt, als wäre es eine Brandmarke. Mein Mund zittert. Es ist genauso wie in meinen Träumen. Der Himmel hat sich in einem düsteren Rot gefärbt, und der dichte Nebel aus unsäglich vielen Sandkörnern und dreckigem Staub wirbelt in der Luft, sodass die Umgebung in einem traurigen Braun gefärbt ist. In der Ferne befinden sich unendlich viele helle Punkte, die das hungrige Feuer zeigen. Dessen Flammen verschlucken alles, was in ihrem Weg liegt.

Die Welt ist mit Kratern übersät, und einige Gebäude wurden um einige Stockwerke gekürzt. Der Geruch vom verbrannten Fleisch und altem Öl sticht in meiner Nase. Hätte jemand mir erzählt, dass die Welt genau jetzt und hier enden würde, hätte ich dieser Person auch ohne zu zögern geglaubt.

In einem schnellen Tempo schließe ich die Tür, renne die Treppen hinunter und übermittele den anderen nach einer Verschnaufpause die grauenhafte Nachricht:

„Die Apokalypse hat angefangen.“

Angespannt geht einer nach den anderen die Treppen hoch, aber keiner außer mir will sich die Lage draußen auch noch live ansehen. Stattdessen schauen wir uns lieber im Haus um, ob etwas kaputtgegangen ist. In Grüppchen gehen wir also herum und checken alles, was uns unter die Finger kommt. Schließlich finden wir uns wieder zusammen mit der gemeinsamen Nachricht, dass alles noch heil aussieht.

Auf einmal zupft jemand an meinem Oberteil hinter mir, und ich drehe mich um, nur um zu sehen, wie Katrin meine Aufmerksamkeit ergattern möchte. „Wie geht's weiter?“

Jetzt bemerke ich, wie alle Blicke auf mich gerichtet sind und zucke nur leicht meine Schultern und sage: „Wir können nichts anderes machen, außer zu warten, dass sich die Luft da draußen klärt, und das wird einige Stunden, gar Tage dauern. Allerdings sollten wir selbst danach auch noch nicht raus, weil Scavenger sich gegenseitig abschlagen, nur um an Nahrung und wichtige Materialien zu gelangen. Lässt uns also erst einmal warten, bis sich die Situation allmählich entschärft hat. In der Zwischenzeit können wir ja die Magie trainieren.“

Mit der Logik hat auch keiner ein Problem. Gesagt, getan.

Dadurch, dass jeder eine Aufgabe von mir erhält, vergeht die Zeit auch richtig schnell. Meistens ist es Fallen bauen, Sachen organisieren, Strategien austüfteln, Farmmethoden lernen, Haus verstärken, Kampftechniken von Ronny und Katrins Familie lernen, Magie trainieren und so weiter.

Nach wenigen Wochen entscheide ich, dass wir für unsere erste Expedition bereit sind, aber nicht alle können und dürfen mitkommen. Wir brauchen noch viele, die hier bleiben und unser Haus vor möglichen Eindringlingen und Kreaturen beschützen.

„Bevor ich einige mitnehme, ihr könnt auch nicht mitkommen, wenn ihr nicht wollt. Denn immerhin werden wir draußen grässlichen Situationen und gefährlichen Kreaturen begegnen.“

Als sich aber niemand dagegen entscheidet, wähle ich einige aus, die mit mir kommen sollen. „Katrin und Ronny kommen mit mir mit.“

Zwar sind wir nur zu dritt, aber alle anderen sind entweder noch nicht bereit, in die gefährliche Umgebung hineingeworfen zu werden, oder sie sind bereit, aber sie müssen das Haus verteidigen.

Nachdem wir uns fertiggemacht haben, verabschiede ich mich von den anderen und besonders von meinen Geschwistern.

„Also“, Sylvia piekst in meine Wange. „Eigentlich will ich nicht, dass du gehst. Du bist eine der Jüngsten hier und du bist unerfahren, aber ...“ Sie hält inne und nimmt beide meine Hände. „Du bist die Einzige, die diese Expedition führen kann.“

Da hat sie Recht, weil die Magie, die in mir fließt, jetzt sich endlich geformt hat, was wenige Monate dauert. Nun bin ich offiziell eine Rang H Eis- und Rang G-Elektrizitätsmagierin. Die anderen müssen noch zu Rang G, dem niedrigsten Rang, kommen.

Sylvia drückt leicht meine Hand und wünscht mir mit einem besorgten Gesichtsausdruck: „Bitte komme heil und gesund nach Hause.“

Ein bisschen wehmütig umarmt sie mich, als würde ich gleich eine Weltreise unternehmen.

Dann spricht Tryon mit mir: „Wir haben das elektronische Auto fertig bearbeitet. Es sollte jetzt kein Problem darstellen, falls ihr in der Zweckmühle steckt, weil es viele Tricks auf Lager hat.“ Er betrachtet mich von Kopf bis Fuß, seufzt lange und murmelt halb sarkastisch und halb ernst: „Bist ja echt erwachsen geworden.“

Ich stupse ihn mit meinem Ellenbogen und lache: „Hoffentlich.“

„Ich wünsche dir Glück und Erfolg.“

„Ja ... Danke.“

Anschließend gehen wir aus dem Haus und in den nicht mehr so prächtigen Garten hinein. Vor einigen Tagen, als sich der ganze Smog gelichtet hat, haben Tryon und seine Mechanikerfreunde die vorhandenen Autos aufgebessert. Alle sind nun mit Elektrizität als Energietreibstoff betrieben. Wir entscheiden uns für eins, steigen ein und starten es. Als sich das Eingangstor langsam öffnet, bereiten sich alle darauf vor, dass auch ja nichts Fremdes hineinkommt und wir rausfahren können. Der Fahrer, Ronny, fährt aus dem Tor und den Hügel hinunter.

„Krass“, staunt Katrin, die neugierig die neue zerstörte Welt begutachtet.

In dem Moment, als wir am Stadtrand angekommen sind, flüstere ich warnend: „Stopp. Da vorne kann ich die ersten Kreaturen sehen.“

Diese drei Kreaturen haben eine ungesund türkise Hautfarbe mit schwarzen Flecken. Ihre Haare, die nur matt an den Köpfen kleben, sehen feucht aus. Man kann den Gestank von ihren verfaulten Körpergliedern fast nur durch ihr Äußeres erriechen.

„Sind das Zombies?“

„Nein“, beantworte ich Ronnys Frage, „das sind Kreaturen. Kreaturen können keine Lebewesen mehr zu einen von ihnen umwandeln, und außerdem können sie sich fortpflanzen und stärker werden. Sie wollen sich nur an Menschen speisen.“

Ich kann sehen, wie seine Haut blasser wird, aber er bringt kein weiteres Wort hervor. Wir verstecken das Auto zwischen einigen Büschen und steigen leise aus. Ich ziehe den Stab, der einer Taschenlampe ähnelt, aus dem Seitenfach meines Rucksacks und konzentriere mich auf die fließende Magie. Plötzlich erscheint aus dem vorderen Teil der Taschenlampe eine scharfe Eisklinge, die von meiner Magie erschaffen ist. Nachdem ich mich versichert habe, dass sich niemand außer uns und den Kreaturen in der Umgebung befindet, nähere ich mich den Kreaturen.

„Kreaturen können normalerweise keine Magie verwenden, deswegen machen sie diese Schwäche mit ihrer physischen Stärke wieder gut. Das heißt, man muss häufiger auf sie einschlagen, damit sie niedergeschlagen werden, als vergleichsweise auf uns.“ Mit leisen Schritten tappen meine Füße am Boden entlang. „Deswegen ist es mehr als nur empfohlen, mit Magie und mit einer Waffe zu kämpfen.“

Als ich nah genug ran gekommen bin, springe ich hinter die langsamen Kreaturen und schlitze die erste mit meinem mit Strom umwickelten Eisschwert auf. Die Kreatur wird gleichzeitig geschockt und in zwei gespalten. Die ganzen Gedärme fallen heraus, und die Kreatur selbst fällt wie ein Sack Kartoffeln auf den Boden. Der Aufprall auf dem Boden ist dumpf und unspektakulär. Allerdings verdreht diese brutale Aussicht die Mägen der Zeugen.

In Sekundenschnelle drehe ich mich um und trete dem zweiten in die Magengrube und schocke ihn mit der Elektrizitätsmagie. Schläff aber sonst unversehrt fällt dieser auch hin. Dann gehe ich auf den Dritten los, der direkt auch in zwei Körperteile aufgeteilt ist. Am Ende ersteche ich den zweiten, der wie eine armselige Schildkröte auf dem Rücken am Boden wackelt.

Nachdem ich das Schwert herausziehe, merkt Ronny an: „Sie haben ja echt wenig Blut, und das wenige Blut ist schwarz.“

Da hat er Recht. Das Blut ist tiefschwarz und eher dickflüssig, weil sie eigentlich mit Magie angetrieben sind. Langsam aber sicher nähert Katrin sich den Kreaturen.

„Ist es echt notwendig, diese Kreaturen zu töten, wenn wir deren Leichen nicht zum Überleben brauchen oder wenn sie uns nicht angreifen ... Ist das echt nötig?“

Sie hat noch nie mit ihren Pistolen und Pfeil und Bogen jemandem etwas angetan. Genauso wenig will sie es jetzt tun, wenn es nicht nötig ist. Verwundert gucke ich sie an, aber anscheinend ist ihr diese Art zu leben noch zu fremd. Von der Zivilisation zur Apokalypse ist ein großer Sprung.

„Katrin, wenn du ihnen eine Chance zum Angreifen gibst, werden sie nicht zögern, dich auch anzugreifen. Außerdem ist es sogar besser, wenn wir jetzt viele töten, weil sie sich dann nachher schlechter vermehren können“

Sie zuckt zusammen und am Ende nickt sie nur brav.

„Apropos Kämpfen.“ Ronny hakt neugierig ein. „Wo hast du das Kämpfen gelernt?“

In diesem Augenblick fällt auch mir auf, dass ich gerade problemlos jemanden – na ja, eher etwas – ohne Weiteres umbringen konnte, und so wirklich kämpfen, bis auf einige Verteidigungstricks, kann ich eigentlich nicht. Nach reiflicher Überlegung komme ich zu dem Entschluss, dass es an meinem Träumen liegt.

„Ich glaube, dass nicht nur Erinnerungen, sondern auch Fähigkeiten und meine Mentalität aus den Träumen zu mir herübergetragen worden sind.“

Fragend zieht er eine Augenbraue hoch.

„Ich weiß, dass ich mich bescheuert anhöre, aber momentan kann ich es auch nicht verneinen. Nicht nachdem, was alles schon passiert ist.“

„Okay, da hast du Recht.“

Von nun an gehen wir zu Fuß in die Stadt hinein. Überall liegen zerbrochene Spuren von einer Gesellschaft und sogar einige Tote, aber sonst scheint nichts unnatürlich zu sein. Als wir die Hauptstraße achtsam entlang gehen, sehen wir viele Ruinen und ganze Gruppen von Kreaturen, mit denen ich mich aber nicht anlege, weil sie viel zu viele für mich sind, um sie zu bekämpfen. Seltsamerweise bemerke ich, wie einige große Plätze oder noch gute Straßen mit Kameras bepflastert sind. Sind die schon immer dagewesen?

Dann auf einmal ertönt eine männliche Stimme durch ein Megaphon: „Achtung, Achtung. Hier ist eine Nachricht an die Gruppe aus zwei Mädchen und einem Jungen. Ich bitte euch, eure Hände über eure Köpfe zu erheben, dann geht langsam in Richtung der Wand und dreht eure Köpfe auch zu dieser Wand hin.“

Als wären Ronny und Katrin unter Strom, gucken sie mich fragend und leicht zitternd an. Nachdem ich einen Schritt rückwärts gegangen bin, ertönt die Stimme in einem ernsteren Ton wieder: „Tut, was ich euch befehle, oder ihr werdet von uns erbarmungslos erschossen.“ Na klar. Alle Scavenger können gefährlich werden.

„Hey.“ Ich versuche, meine Lippen so wenig wie möglich zu bewegen, damit er nicht sieht, wie ich meinen Plan meinen Kameraden verrate. „Hebt eure Hände und dreht euch in die Richtung, wo wir das Auto geparkt haben. Auf drei rennt ihr so schnell, wie ihr könnt.“

Zögernd erheben sich unsere Hände, und ich zähle leise herunter: „Drei.“

„Gut, nun dreht euch zur Wand hin.“

Wir drehen uns brav um, aber leicht versetzt in eine andere Richtung.

„Zwei.“

Wir bewegen unsere müden Füße in die gleiche Richtung.

„Eins.“

Dann drehe ich mich blitzschnell zum Drohenden und beschwöre eine riesige Eiswand, die halbkugelförmig über unseren Köpfen entsteht.

„Null!“

Mit einer weiteren Drehung renne ich mit den anderen in Richtung des Stadtrandes.

Auf einmal höre ich die Stimme erneut: „Eine Magierin? Schießt auf die Gruppe, aber lässt die Magierin unversehrt!“

Auch wenn sie versuchen uns zu beschießen, können ihre Kugeln meine schwebende Eiswelle über uns nicht durchbohren. Die Eiswelle ist so klein, dass ich sie mit meiner Magie in der Luft über uns im Rennen aufrechterhalten muss.

Nachdem sie ebenfalls bemerkt haben, dass meine Eismauer zu stabil ist, hören sie auch auf zu schießen. Ich nehme an, dass sie uns verfolgen wollen, aber dies ist nicht so einfach, weil wir einen großen Vorsprung haben. Ich vermute, dass sie sich irgendwo auf einem Dach befunden haben.

Aus der Puste und mit Schweißperlen auf unseren Stirnen, kommen wir endlich an unserem Auto an, und so schnell, wie es geht, steigen wir ein. Mit einem leisen Dröhnen zischt das Auto aus den Gebüschten raus und auf die Straße.

„Verfolgen sie uns, Katrin?“

Sie guckt raus, aber niemand scheint in Sicht zu sein, und sie schüttelt nur ihren Kopf.

„Sicherheitshalber fahren wir noch auf die schweren Straßen, falls sie uns verfolgen. Unser Auto kann immerhin auf fast allem fahren.“

Nach einer Weile sind wir uns sicher, dass, auch wenn sie uns verfolgt hätten, wir sie spätestens jetzt abgeschüttelt haben. Wer sind diese Menschen, und warum haben sie so vorbereitet gewirkt? Als hätten sie erahnt, dass die Apokalypse passieren wird.

Dann fliegt auch die mögliche Lösung in meinem Kopf hinein. Wer sagt denn bitte, dass nur ich das Privileg hatte, die Apokalypse vor ihren eigentlichen Anfang zu erfahren? Es gibt bestimmt noch viele andere Menschen, die diese merkwürdigen Träume bekommen haben könnten.

Ich habe so viele Fragen, aber ich weiß, dass nicht alle beantwortet werden können. Selbst wenn, bin ich momentan zu müde, um nach den Antworten zu suchen. Ich glaube, ich habe zu viel Magie auf einmal verwendet.

Zuhause angekommen, werden wir herzlich willkommen geheißen, und ich ruhe mich erst einmal auf meinem Zimmer aus.

Ich kann mich nicht mehr an die Details erinnern, bevor ich ins Bett gegangen bin, aber als ich am nächsten Morgen wieder aufwache, haben sich mein Bruder und meine Schwester besorgt um mein Bett versammelt und miteinander geredet, bis sie bemerken, dass ich erwacht bin.

„Lyanne, wie fühlst du dich?“

„Ich ...“ Plötzlich stöhne ich leise auf und halte meinen dröhnenden Kopf fest.

„Hier, das hier hilft gegen Kopfschmerzen. Vergiss nicht, reichlich zu trinken, da dein Körper leicht an Wasser mangelt.“

Während Sylia mit mir gesprochen hat, überreicht mir Tryon ein Glas Wasser, das ich gierig trinke. Das kalte Nass befeuchtet aber nicht meinem Mund oder Hals, sondern fließt einfach nur runter, ohne je etwas Feuchtigkeit spendiert zu haben. Mit lauten Schmatzern versuche ich meinen Mund zu befeuchten, aber es hilft alles nicht, und ich muss mich schließlich damit zufrieden geben, dass das Innere meines Mundes und Halses aus einer halben Wüste besteht.

„Wie lange habe ich denn geschlafen?“

„Mehr als 24 Stunden“, antwortet Tryon und prüft meine Gesundheit erneut.

„So viel.“ Zeit ist kostbar, wenn die Kreaturen da draußen stärker werden. „Wir müssen noch Ackerfelder anbauen, Magie trainieren und so vieles mehr.“

„Lyanne“, Sylias strenge Stimme holt mich aus meinen Sorgen heraus. „Du kannst uns ruhig vertrauen. Wir haben schon ohne dich angefangen, einige Ackerfelder zu bauen. Um das mit der Magie musst du dir keine weiteren Sorgen machen, weil wir alle sehr fleißig geübt haben. Die ersten können sogar schon ihre Elemente zeigen.“

„Ach ja?“ Ein bisschen verblüfft bin ich schon. „Wer und was?“

Sie grinst nur breit und stupst Tryon an, der anfänglich nichts dazu äußert, aber schließlich gesteht: „Ich bin Metall und Feuer.“

„Wow, Gratulation, du hast hart gearbeitet.“ Ich grinse auch breit, aber er scheint es unangenehm zu finden, was seltsam ist, da er sich gerne loben lässt.

„Bist du etwa unzufrieden mit deinen Elementen?“

„Nein, das nicht. Ich finde es nur jetzt unangebracht, dir so eine Nachricht mitzuteilen, obwohl du krank bist.“

„Du und rücksichtsvoll?“ Sylia staunt nicht schlecht über seine Aussage.

„Ach, lass mich.“

„Ich wäre eher traurig gewesen, hättet ihr mir so eine tolle Nachricht nicht spätestens jetzt erzählt“, kontere ich nur mit einem Achselzucken.

Nach einem Tag Ruhe darf ich auch schon aus meinem Zimmer, was ich auch direkt mache. Während ich meine Runden innerhalb des Hauses drehe, kann ich sehen, wie koordiniert alle miteinander ihren Tätigkeiten nachgehen. Es gibt immer eine Person, die auf Patrouille ist und aufpasst, und die großen Ackerfelder im Garten sehen fast komplett und anbaufähig aus. Die ganzen duftenden Blumen, die nun die an der Mauer wachsen, sollen so gut, wie es geht, unseren Geruch verstecken. Sylia hat Recht gehabt – was durchaus oft vorkommt –, dass ich ihnen allen vertrauen kann und darf.

Plötzlich stört eine Stimme durch mein Walkie Talkie die Vorbereitungszeit: „Lyanne, Fremde, circa fünf Menschen nähern sich uns. Die eine von denen sieht fast hochschwanger aus.“

Eine schwangere Frau? Das wird ein Dilemma werden.

Ich eile zur Mauer hin, die nun einige kleine Aussichtsplattformen hat. Auf eine von denen klettere ich hoch und schaue zu, wie eine Gruppe Menschen mit Kindern und eine hochschwangere Frau in unsere Richtung gehen. Anscheinend haben sie dieses Haus auf dem Hügel gesehen und hoffen auf Unterschlupf. Als sie oben angekommen sind, bemerken sie auch, dass das Haus natürlich nicht alleine steht, aber sie probieren trotzdem, hineinkommen zu können.

„Wir haben zwei Kinder und eine schwangere Frau, die bald ihr Kind zur Welt bringt. Ich bitte euch, dass ihr uns aufnehmt, da es da draußen zu gefährlich geworden ist.“

Der Mann, der dies gesagt hat, sieht heruntergekommen aus. Die ganze Gruppe sieht etwas heruntergekommen aus, aber er sieht besonders nicht gut aus, weil er schätzungsweise all seinen Proviant an seine Kompanie gegeben hat.

Ich nehme das Megaphon und sage hinein, ohne auch nur einen Hauch von Zögern zu zeigen: „Habt ihr Waffen?“

Sie leeren alle ihre Taschen aus, aber nichts Gefährliches kommt heraus.

„Ihr wartet dort. Ich muss mich kurz mit den anderen besprechen.“

Ich husche herunter und rufe alle herbei. Nachdem alle erschienen sind, erkläre ich die jetzige Situation und anschließend die Gefahren: „Zwar ist sie schwanger, und die Kinder sind unter dem optischen Alter von zehn, aber wir können sie nicht hereinlassen, ohne zu überlegen. Schwangerschaften und Geburten sind heute sehr schwer. Die Mutter und das Kind können sterben. Das Geschreie und das ganze Blut während der Geburt gefährdet alle hier. Kreaturen können das leichter erschnüffeln und uns besser hören, sodass sie unser Haus viel leichter entdecken können. Erst recht das Kind, weil das Neugeborene viele Ressourcen benötigt und viel herumschreit. Außerdem ist auch die Kindersterblichkeit erhöht. Diese Kinder können uns eine große Last werden.“

„Aber sie brauchen unsere Hilfe.“

„Und wir müssen überleben.“

„Heißt nicht, dass wir unsere Menschlichkeit zurücklassen sollen“, argumentiert Nina schnippisch.

„Nein“, sage ich, „aber wenn es heißt, hier meine Geliebten schützen zu können, indem ich meine Menschlichkeit verliere, dann werde ich dies auch tun.“

Sie bleibt für eine kurze Weile still, dann fragt sie: „Was sollen wir dann tun? Müssen wir sie echt im Stich lassen?“

Ich zögere.

„Lyanne?“ Sylia unterbricht unsere Besprechung. „Egal, wie du dich entscheidest, ich will, dass du weißt, dass wir immer hinter dir stehen.“

Das zu hören, erleichtert mich, und ich hole tief Luft.

„Wir werden sie hierher einladen, aber behaltet ein Auge auf sie. Klauen sie etwas oder benehmen sich auch nur ein einziges Mal falsch, fliegen sie raus. Ich will nur, dass ihr wisst, welche Konsequenzen folgen werden. Bitte bereut diese Entscheidung nicht.“

Dies zu hören, erleichtert auch Nina, die sich zufrieden zurücklehnt. Nachdem wir unsere Tore geöffnet haben, bedanken sich die Unbekannten großzügig bei uns.

Wieder mal sind einige Tage vergangen, und alles scheint gut zu laufen, und ich beschließe erneut, mit einigen rauszugehen, um die Lage in einer anderen Stadt zu checken. Dieses Mal nehme ich nur Joe mit, weil die Truppe zuhause mehr Leute braucht, weil auch die Unbekannten hier wohnen und nun mehr Leute ein Auge auf sie behalten müssen.

Mit dem Auto fährt Joe, die den Führerschein erst kurz vor der Apokalypse bekommen hat, den Hügel hinunter und dann circa eine Stunde mit mittlerer Geschwindigkeit die mit Schlaglöchern übersäte Straße entlang.

In der ehemaligen Großstadt angekommen, steigen wir aus und gehen in Richtung eines Supermarktes. Auch dieses Mal zeige ich meiner Gefährtin, wie man mit Kreaturen

umzugehen hat. Joe, die jetzt Feuermagie benutzen kann, brennt mit Vergnügen ihren Weg frei.

Als wir die in eine kleinere Straße abgebogen sind, erscheinen plötzlich mehrere Personen, die in eine einheitliche Farbe gekleidet sind. Ich spüre eine regelrecht erstickende Magiequelle, die von dem Körper eines jungen Mannes ausströmt. Er sieht auch noch physisch stark aus, sodass ich mich mit dem Gedanken anfreunden muss, dass ich einen Kampf gegen ihn haushoch verlieren würde.

„Ich kann zwei Magieflüsse in dir wahrnehmen“, sagt der Mann mit einer brummenden Stimme.

Wie kann er einfach so meine Magie scannen?

„Keine Sorge. So brutal, wie meine Kameraden mit euch umgegangen sind, bin ich nicht. Jedoch überlasse ich dir die Entscheidung, ob deine Gruppe und besonders du meiner Gesellschaft beitreten möchtest.“ Bevor ich auch nur antworten kann, sagt er mit einem Lächeln, das passend zu seinen himmelblauen Augen ist: „Keine Sorge, wir sind eine humane Gruppe.“

Mein Mund schließt sich wieder, und ich schaue die blasse Joe an, die unter seiner Magiequelle ihre Sprache verloren hat.

„Gibt mir einige Tage zum Überlegen“, sage ich stattdessen.

„Auch gut. Gleiche Uhrzeit hier in fünf Tagen.“

Und damit sind er und seine Truppe, die die erstickende Magiequelle mitgenommen hat, auch schon gegangen.

„Joe? Alles in Ordnung?“

Sie nickt nur mit einem blassen Gesicht und trinkt einen Schluck Wasser. „Ist er ein ...“

Ich unterbreche sie mit einem Nicken: „Ja, er scheint seine Magiegrenze auf Rang S zu haben. Anscheinend drehte sich der Mythos um ihn.“

Ich bin mir sicher, dass er auch die Träume vor der eigentlichen Apokalypse bekommen hat.

„Lass uns nach Hause.“

Zuhause angekommen sprechen wir erst einmal lange darüber, welche Vor- und Nachteile es gibt. Die Tatsache, dass wir keine Garantie haben, weil wir uns nicht kennen, ist hoch. Vielleicht wollen sie uns nur etwas Böses antun. Doch letztendlich entscheiden wir uns, bei denen vorbeizuschauen, aber vorerst noch nicht beizutreten.

An dem gleichen Abend stehe ich vor meinem Fenster und schaue in die Nacht hinaus. Heute leuchten die Sterne hell im Himmel, weil keine anderen Lichter ihr Licht ausblenden. Noch nie in meinem Leben habe ich so viele schöne Sterne und Milchstraßen gesehen. Die dunkle Stadt vor mir umgibt eine unbekannt gruselige Atmosphäre. Die Welt ist in Stille versunken, aber die kühle Brise ist noch die gleiche, sodass ich frierend die Fenster wieder zuschließe.

Mit großen Schritten lasse ich mich auf mein Bett fallen. Wichtige Entscheidungen zu treffen, ist echt schwierig, aber jeder muss seiner Verantwortung gerecht werden. Wenn keiner die Verantwortung übernimmt, wer kann dann noch guten Gewissens leben? Man ist nur seinem Gewissen unterstellt in der Apokalypse, und doch muss man alles tun, um gemeinsam zu überleben.

Die kuschelige Decke, die ich normalerweise um mich herum wickele, lege ich nur leicht auf meinem Körper. Denn ich muss bei einem Ernst- oder Notfall schnell aus dem Bett kommen können.

Langsam schließe ich meine Augen.

Und eine weitere Nacht ohne Reue geht zu Ende, während der käsige Mond über uns wacht.

THE BEVELER

Mein Fuß verhakte sich in einer Wurzel und ich strauchelte kurz, was mich wertvolle Sekunden kostete, fing mich aber schnell wieder. Ein Rennen gegen einen Tiger. Was für eine Scheißidee! Shirkan war locker schneller als ich. Er holte verflucht schnell auf, obwohl ich bestimmt 50 Meter Vorsprung gehabt hatte. Verdammt!

Doch dort sah ich das rettende, blaue Licht vielleicht noch zwanzig Meter ... Meine Seiten schmerzten, meine Lunge brannte, doch ich wagte nicht, langsamer zu laufen. Zehn Meter ... es würde knapp werden! In Gedanken beschimpfte ich Adam mit allem, was meinem dezent überforderten Hirn gerade einfiel – und ich bin verdammt kreativ!

Ich war noch einen Katzensprung vom Portal entfernt, gleich hatte ich es geschafft! Plötzlich nahm ich einen strengen Geruch von der Seite wahr. Shirkan hatte mich fast eingeholt, einen letzten Sprint noch ... und das Portal schloss sich hinter mir.

Als ich wieder auftauchte, blendete mich das Licht. Ich keuchte und beugte mich vornüber. Dann sah ich auf. Adam saß an seinem Laptop und sah mich erwartungsvoll an.

„Das war richtig knapp!“, hustete ich und richtete mich auf, „ich reise nie, nie wieder ins *Dschungelbuch*!“

Adam grinste. „Hast du es trotzdem geschafft?“

„Natürlich! Für wen hältst du mich?“, fragte ich zurück.

Er zuckte mit den Schultern und tippte etwas in sein Notebook. „Hat der Protagonist kooperiert?“

„Ja“, erwiderte ich und ließ mich auf eine der Couches fallen, die sich in der Bibliothek befanden, während Adam mir weitere Standardfragen stellte.

Ich ließ sie über mich ergehen, während mein Blick durch den Raum wanderte, wenn man es Raum nennen wollte. Die Bibliothek war riesig! So weit ich wusste, befanden sich hier alle, wirklich alle Bücher, die es gab. Anders könnte man unsere Aufgabe auch nicht ausüben. Seit ich bei den Bevelers war (ich weiß nicht, wer uns so genannt hat, ich weiß nur, dass es von *Book Travelers* abstammt), hatte mein Leben einen mehr als aufregenden Weg eingeschlagen. Ich liebe es, zwischen den verschiedenen Büchern hin und her zu wechseln, jeden Tag eine neue Welt, neue Leute, neue Geschichten zu sehen. Den Zweck, den das ganze hatte, behielt ich eher im Hinterkopf.

Jeder Beveler geht morgens zu einem Automaten am Eingang der Bibliothek und zieht per Zufallsprinzip den Namen eines Buches. Man geht in dieses Buch hinein, wie das funktioniert, weiß ich nicht. Magie? Wissenschaft? Fakt ist, es funktioniert. Man kann es nicht richtig beschreiben, wenn man es nicht selbst erlebt hat. Doch man öffnet ein Buch, und in einer Kapsel daneben erscheint ein Portal. Geht man durch dieses hindurch, befindet man sich in der Geschichte des jeweiligen Buches.

So schön und magisch das auch ist, man muss sofort weiter, den Antagonist, also den Bösewicht suchen. Antagonisten haben nämlich die nervige Angewohnheit, zu versuchen, aus ihrer Geschichte auszubrechen. Wer kann es ihnen verübeln? Ich hätte auch wenig Lust, ewig in einer Geschichte gefangen zu sein, welche für mich kein gutes Ende genommen hat. Doch, so leid sie mir auch tun, keiner von ihnen darf jemals ihre Geschichte verlassen. Niemand weiß, welche Auswirkungen das auf das Zeitgeschehen, auf die Welt an sich oder das generelle Gleichgewicht hätte, nur eines weiß man: Es würde nicht gut ausgehen.

Also gibt es Leute wie mich, die Antagonisten markieren. Sind diese erst mal markiert, verfallen sie in eine Art Starre und machen für ein paar Jahrzehnte keinen Versuch zum Ausbruch mehr. Doch bis diese Starre eintritt braucht es ein paar Minuten, und das ist das wirk-

lich Schwere. Denn in diesen Minuten tun sie alles, wirklich alles, um durch das Portal in die reale Welt zu gelangen, so wie Shirkan.

„Sky?“

Ich schreckte hoch, als Adam meinen Namen sagte. „Ja? Tut mir leid, ich war abgelenkt ...“

„Alles okay?“, fragte er besorgt.

Ich nickte und lächelte. Mein Atem ging noch immer flach, doch allmählich beruhigte ich mich wieder. Schließlich konnte ich ziemlich stolz auf mich sein! Ich hatte einen Tiger im Rennen besiegt! Nicht ohne mir dabei vor Angst fast in die Hose zu machen, aber egal ... für heute war ich fertig. Mein Magen nicht. Also wartete ich mehr oder weniger geduldig ab, bis Adam sein Verhör beendet hatte. Was lange dauerte.

Eine halbe Stunde später stand ich mit voll beladenem Tablett in der Cafeteria. Die meisten von uns bleiben den ganzen Tag in der Bibliothek. Ich nicht. Nachmittags bin ich zuhause und werde dort unterrichtet. Ich ließ meinen Blick durch den Raum schweifen. An einem Tisch in der Ecke saß Giulia über einem Buch. Ohne lange zu überlegen – was meistens ein ziemlich großer Fehler ist, besonders, wenn es um Giulia geht – setzte ich mich an ihren Tisch. Ich mag Giulia. Giulia hasst mich, was eine Konversation mit ihr etwas erschwert.

„Hi“, sagte ich. Giulia ignorierte mich.

„Und ...“, versuchte ich es weiter, „wo warst du heute?“

Schweigen.

„Also ich war ...“

Ohne ein Wort zu sagen stand Giulia auf und ging.

„War auch schön mit dir zu reden ...“, murmelte ich.

Dann sah ich auf meinen Teller. Zweiter großer Fehler an diesem Tag. Das breiartige Etwas auf meinem Teller erinnerte leicht an Erbrochenes. Es roch auch so. Frage an das Universum: Wer zur Hölle hat das fabriziert? Und was hatte diese Person intus?

Am nächsten Morgen stand ich schon früh vor der Bibliothek. Die Ringe unter meinen Augen sprachen Bände. Wie zu erwarten, lag der obere Raum so gut wie leer. Ich durchquerte ihn mit schnellen Schritten und bog hinter dem Science Fiction-Regal nach links ab. Eine Tür weiter und ich stieg eine lange Wendeltreppe hinab. Unten angekommen breitete sich ein Panorama tausender von Regalen, Schienen und Lichtern aus – das Hauptquartier der Bevelers. Meines Wissens nach, hatte es außer uns noch kein Einziger gesehen.

„Willkommen Sky“, begrüßte mich eine weibliche Computerstimme.

Das Touchpad befand sich zu meiner Linken. Es klemmte in einer Art Aufzug, die einen durch den Raum zu einem speziellen Buch brachte. Gleich daneben befand sich eine Kamera. Ich fand es noch immer verflucht unheimlich, dass sie (der hauseigene Computer, der hier so ziemlich alles organisiert) mich anscheinend sehen und erkennen konnte. Ihr offizieller Name lautete Lilith, doch ich nannte sie Siri. Kurz, knackig und genau dasselbe.

Hinter mir summte etwas, und ich drehte mich um. Der Automat strahlte mir entgegen. Ein roter Knopf befand sich mittig neben einem Display. Und wie bei allen roten Knöpfen drückte ich drauf.

Auf dem Display blinkte ein Name auf. Meine heutige Welt. Ich ging zurück zu Siris Computer und gab etwas in die Suchleiste ein.

„Verstanden“, sagte Siri, „ich bringe dich zu *König der Löwen*.“

Ich könnte kotzen. Schon wieder Disney. Schon wieder Zeichentrick. Schon wieder Musical. Schon wieder Tiere. Womit habe ich das verdient?

Als ich ausstieg und Adam sah, der direkt vor dem Fahrstuhl stand und auf mich wartete, bekam ich beinahe einen Nervenzusammenbruch. „Woher weißt du ... Ach egal, vergiss es.“

Ich hatte es längst aufgegeben, Adam zu hinterfragen. Er war im Thema Hacken besser als das FBI. Ich ging zu der kleinen Tafel, die neben den Büchern hing. Antagonist: Tichani. Soweit ich wusste, war sie im Film gut gewesen, doch für den Tod ihres Bruders und ihrer Mutter hatte sie Rache geschworen.

Ich öffnete das Buch, und prompt erschien das vertraute, blaue Leuchten in einem Kasten zwischen Tafel und Buch. Ich streckte erst meine Hand, meinen Arm, meinen Kopf und schließlich meinen ganzen Körper hindurch.

Die brütende Sonne der Savanne schien unbarmherzig auf die schier endlosen Sandhügel. Eine Gruppe Löwen lag ein paar Meter entfernt faul auf dem Boden, doch als ich auf sie zuing, sprang eine Löwin auf.

„Hallo. Mein Name ist Kiara“, sagte sie mit einer rauen, angenehmen Stimme.

Dass sie die gleiche Sprache sprach wie ich, wunderte mich nicht. In dieser Welt, der Welt der Seiten sprachen alle die gleiche. Kiara war eine Protagonistin, also die Gute, deshalb wusste sie über mich Bescheid. Die anderen beachteten uns nicht. Ich lächelte. Wie friedlich diese Welt doch wirkte. Kaum zu glauben, dass Tichani hier irgendwo sein sollte. Doch sie war da, das wusste ich. Und sie würde meine Anwesenheit spüren und herkommen, das wusste ich ebenfalls. Ich musste bloß lang genug warten.

„Mein Name ist Sky“, antwortete ich und gesellte mich zu den Löwen. „Ich bin ...“, setzte ich an, doch ein unfassbares Ziehen in meinem Bauch hielt mich davon ab. Es war, als hätte mir jemand eine Schlinge um den Bauch gelegt und würde mich an dem Seil zurück in Richtung Portal ziehen, was es auch tat. Ich krallte meine Finger in den Sand, auf der Suche nach etwas zum Festhalten. Ich hatte den Antagonisten nicht markiert, ich konnte noch nicht gehen.

„Kiara!“, rief ich verzweifelt, doch die Löwin bekam mich nicht zu fassen. Ein letzter frustrierter Aufschrei und das Etwas zog mich durch das Portal hindurch.

Auf der anderen Seite drehte ich mich wütend nach Adam um. Garantiert war es seine Schuld! Doch Adam ließ mir keine Zeit zum Reden.

„Wir haben alle Beveler zurückgerufen“, brüllte er mir über den Lernpegel, der hier herrschte, entgegen, „ich weiß nicht wer, aber irgendwer hat grade riesige Scheiße gebaut!“

„Was ist passiert?“, fragte ich. Ich hatte ein verdammt ungutes Gefühl im Bauch.

„Ich weiß nichts Genaues“, rief Adam, „aber irgendwer hat es nicht geschafft, jemanden zu markieren! Und jetzt befreit er alle anderen! Es ist so weit. Die Apokalypse hat begonnen.“

Einige Stunden später wurde eine Art Rat einberufen. Aus jedem Genre kam ein/e Beveler/in und diskutierte, was man tun sollte. Ich vertrat die Kategorie Fantasy. Draußen tobte weiterhin das Chaos, doch eines hatten die letzten Stunden bewiesen: Wir konnten sie nicht aufhalten. Keiner konnte verhindern, dass sie sich weiter befreiten. Es war wie ein Dominoeffekt. War erst mal einer hinaus, gab es für alle kein Halten mehr. Brooce Oliver Brackston, kurz Bob, hatte uns zusammengetrommelt, um über die Krise zu sprechen. Er war so etwas wie der Boss, zumindest hatte sein Vater das alles hier errichtet.

Bob stemmte seine Ellenbogen auf die Tischplatte und vergrub das Gesicht in seinen Händen. „Also folgendes“, begann er, „wir haben alle keine Ahnung, was wir tun sollen, hab ich Recht? Wir sind verdammt noch mal am A...“

„Pessimist!“, unterbrach Maya ihn. Sie ist für romantische Schnulzen zuständig. *Twilight* und so.

Ich ergriff das Wort. „Fakt ist, keiner weiß, wie, aber wir wissen alle, dass die Antagonisten zurück in ihre Geschichten müssen. Sie wären eine Gefahr für die Menschheit. Ich meine, denkt mal nach! Voldemort und Dracula laufen da draußen frei herum!“

Es folgte betretenes Schweigen.

Maya räusperte sich. „Vielleicht könnten wir Frieden ...“

„Auf gar keinen Fall!“, brüllte Christopher (zuständig für möglichst brutales Gemetzel).

Prompt entstand eine lautstarke Diskussion, wie man sie alle am brutalsten niedermachen konnte. Plötzlich schlug Giulia (Science Fiction) auf den Tisch. Schlagartig verstummten alle. Sie erhob sich.

„Die Antagonisten werden zurückkommen. Sie werden sich für die Gefangenschaft bei uns rächen wollen. Davor werden sie sich sammeln. Wir haben nun zwei Möglichkeiten.“

Bob beugte sich interessiert vor. „Welche Möglichkeiten?“

„Erstens. Wir holen die Protagonisten aus den Geschichten. Nur sie allein können ihr Gegenstück, ihre Nemesis in die Bücher zurückzwingen. Das wäre zeitaufwendig und gefährlich, doch es wäre möglich.“

„Was ist die zweite Möglichkeit?“, fragte Jakob (Kriminalromane).

Giulia sah jeden von uns einzeln an, bevor sie erwiderte: „Wir müssen herausfinden, durch wen der erste Antagonist in die Realität entkommen konnte. Diese Person müssen wir unschädlich machen. Dadurch müssten die Antagonisten zurück in ihre Bücher.“

Bob hob eine Augenbraue. „Mal ganz davon abgesehen, dass wir niemanden unschädlich machen ... Warum sollten sie verschwinden, sobald ihr Retter sich nicht mehr unter uns befindet?“

„Weil er oder sie das einzige ist, was die Antagonisten hier verankert. Sie alle, so menschlich sie auch wirken, sind nicht real. Sie gehören nicht in unsere Welt. Diese eine Person, wer immer sie auch ist, müsste für sie wie eine Art Seil sein, an dem sie sich hier halten. Wird das Seil gekappt, fallen sie in die Tiefe.“

Stille. Keiner von uns hatte vor, jemanden umzubringen. Doch bis alle Protagonisten ihr Gegenstück eingefangen hatten, konnte das Jahre dauern. Jahre, in denen die gesamte Menschheit Wesen ausgesetzt war, deren Kräfte keiner von uns erahnte.

„Woher weißt du das alles?“, fragte Jakob misstrauisch.

„Weil dies nicht die erste Apokalypse ist. Es gab schon mal eine. Ich habe Schriften darüber gefunden. Keine Ahnung, ob sie echt sind, doch es ist das einzige, was wir haben!“

Als ich den Besprechungsraum verließ, fühlte ich mich kein Stück besser. Wir hatten beschlossen, die Protagonisten herzuholen und zu hoffen, dass sie es schaffen würden, die Antagonisten wegzubringen. Also ging ich zu Siri und zog einen Zettel. Um mich herum war es so gut wie still. Die Antagonisten waren alle fort.

Sowie ich die Welt von *Alea Aquarius* betrat, stieg mir der salzige Geruch von Meerwasser in die Nase. Ich hatte die Beschreibung nur kurz überflogen. Die Protagonistin war Alea, das war das einzige, was zählte. Sie saß an Deck eines Schiffes und redete mit einem dunkelhaarigen Jungen. Das musste Lennox, Aleas Freund, sein. Ich setzte mich zu den beiden und schilderte ihnen die Lage.

Alea nickte und stand lächelnd auf. „Natürlich helfe ich euch. Nur ... wie soll ich das anstellen? Soll ich Dr. Oreon, meinen Antagonisten, einfach an der Hand nehmen und durch das Portal ziehen, oder wie stellt ihr euch das vor?“

„Wir wissen es nicht genau, aber wir hoffen, dass alles klarer wird, sobald die Pro- und Antagonisten aufeinander treffen. Ansonsten ... Ansonsten sind wir alle verloren.“

Lennox grinste. „Aber bloß kein Druck, Alea!“

Sie zog die Augenbraue hoch und wandte sich dann wieder an mich. „Zeig mir, wie ich zu euch komme!“

Als Alea und ich die wirkliche Welt betraten, fiel mir auf, wie voll es war. Auf den Sofas und Sesseln saßen Wesen aller Art. Menschen, Fabelwesen, selbst einige Tiere lagen verstreut auf dem Boden. Bob hatte allen genaue Anweisungen gegeben, und so brachte ich Alea in einen ruhigeren Raum. Dort saßen einige unserer Ps. Bei uns gibt es zwei Arten von Aufgaben, P und R. R steht für Reisende. Reisende, wie ich, gehen in die Bücher und markieren. P bedeu-

tet Protokollieren. Protokollanten, wie zum Beispiel Adam, werden einer R zugeteilt. Sie schreiben alles über die Reisen einer R auf, betreten aber selbst nie eine Geschichte.

Meine Begleiterin und ich gingen an einigen Reihen von Tischen vorbei, bis ich Adam erspähte. Ohne sich mit einer Begrüßung aufzuhalten, fragte er Alea nach ihrem Namen, dem Namen des Buches und dem Namen ihres Antagonisten. Dann brachte ich Alea zurück zu den anderen, wo sie sich zu einigen Protagonisten gesellte. So ging das den gesamten Tag.

Der Tag, an dem die Schlacht begann, war sonnig aber kalt. Draußen war es nass vom Tau, wovon ich aber kaum etwas mitbekam, denn ich hatte die letzten Tage ausschließlich in der Bibliothek verbracht. Mittlerweile war ich bleich wie eine Wand, was von meinen lila Augenringen betont wurde. Wundervoll.

Die kompletten Räumlichkeiten der Bibliothek waren nun überfüllt von Protagonisten, was nicht gerade zu einem wohlriechenden Sauerstoffgehalt beitrug, kurzum: Es stank bestialisch. Doch wir konnten nur hoffen, dass sie alle etwas gegen die Antagonisten ausrichten konnten. Einen Plan hatten wir nicht. Auch Strategie und Kampferfahrung fehlte uns. Das konnte ja nur gut werden...

Als der Knall kam, saß ich mit den anderen in der Cafeteria und aß schweigsam mein karges Frühstück. Sofort sprangen wir auf und versuchten, durch den aufsteigenden Rauch etwas zu sehen. Die Antagonisten waren da. Ich hatte keine Ahnung, wo sie die ganze Zeit gewesen waren, doch nun waren sie hier. Ein riesiges Heer aus bewaffneten Bösewichten.

Wer und wie auch immer dafür verantwortlich war, die Person hatte unsere komplette Etage weggesprengt, samt Wänden, Regalen und Sesseln. Mir war nie klar geworden, wie riesig unsere Bibliothek unter der Erde war, doch nun bot sie ein verdammt enormes Schlachtfeld. Wie die Antagonisten durch die obere Bibliothek und anschließend durch die kleine Tür gelangt waren, war mir schleierhaft. Vermutlich Magie. Doch das war jetzt unwichtig. Jetzt ging es ums blanke Überleben.

Die Antagonisten bildeten eine Art Dreieck, an dessen Spitze eine ganz bestimmte Person stand. Selbst durch den Rauch und aus dieser Entfernung konnte ich erkennen, wer es war. Der Teufel höchst persönlich. Mit einem ohrenbetäubenden Donnerschlag stieß er seinen Stab – ich hatte nicht mal gewusst, dass er einen besaß – in den Boden, woraufhin ein breiter Riss entstand. Irgendwie übertrieben, wenn man mich fragt. Doch als hätten sie sich ein Zeichen gegeben, stürmten beide Seiten aufeinander zu, die meisten fliegend, der Rest blieb auf der eigenen Hälfte. Die Schlacht hatte begonnen.

Die Strategie der Antagonisten war gar nicht so blöd. Der Riss im Boden, der wohl verdammt tief runter ging, hinderte die meisten von uns daran, zu ihnen vordringen zu können, während die meisten von ihnen die Möglichkeit zum Fliegen besaßen. Die Anderen leisteten von hinten Unterstützung, mit Wurfgeschossen oder Magie.

Doch etwas war seltsam. Wir alle hatten damit gerechnet, dass sie wahllos alles niedermachen würden, was ihnen in den Weg kam, doch so war es nicht. Die Antagonisten flogen über die meisten von uns hinweg, als würden sie etwas suchen.

Plötzlich stieß ein Vogelartiges Wesen einen Schrei aus und stieß in die Tiefe. Gleich darauf schoss es wieder hoch, wobei es etwas in seinen Klauen hielt. Ich kniff kurz die Augen zusammen, um mehr erkennen zu können, und dann verstand ich. Dieses verfluchte Federding entführte meinen besten Freund. Der Mensch zwischen ihren Krallen war Adam. Ich schrie seinen Namen und rannte bis nach vorne zur Klippenkante.

Als die Antagonisten von ihrem Fang Wind bekamen, zogen sie sich blitzartig zurück, was schon komisch genug war. Doch dann fiel mir eine entscheidende Sache auf, welche mir das Blut in den Adern gefrieren ließ. Adam zappelte nicht, er ließ sich widerstandslos mitschleppen.

Auf dem Schlachtfeld war es so gut wie still geworden, als der Vogel Adam herunterließ. Der klopfte sich gelassen den Schmutz von der Kleidung und drehte sich zu den Antagonisten um. Eine bleiche Person im schwarzen Umhang trat hervor und nahm Adam in die Arme.

„Willkommen zurück, mein Sohn“, sagte Lord Voldemort.

Ich keuchte und die meisten von uns mit mir. Plötzlich hörte ich ein Kreischen. Ich drehte mich um und sah Giulia heranstürmen.

„Du Verräter!“, schrie sie. „Du verdammter Verräter!“

Und mit einem Mal wurde mir alles klar. Die Erkenntnis war wie ein Schuss kaltes Wasser, mitten ins Gesicht. Jemand hatte die Antagonisten befreit. Jemand hatte ihnen den Weg nach draußen gezeigt. Jemand hatte ihnen unsere Schwachstellen anvertraut. Und *Jemand* war Adam. Offenbar Lord Voldermorts Sohn.

Prompt flog mein Blick zu Adams Nase, eine gewisse Ähnlichkeit bestand wirklich. Doch das war jetzt egal. Alles war auf einmal egal. Adam, mein bester Freund hatte mich verraten. Er hatte, wahrscheinlich während meines Einsatzes bei *König der Löwen* den ersten Antagonisten befreit. Damit sein Vater wieder frei sein konnte. Irgendwo in meinem inneren, wollte ein Teil von mir ihn verstehen, wollte zu ihm halten und ihn trösten, dass alles gut werden würde. Der Teil verlor kläglich gegen meine verdammte große Wut.

Auf einmal trat Bob neben mich an die Kante. „Los“, zischte er leise, doch trotzdem hatte ihn jeder hier gehört.

Alles, was fliegen konnte, stob in die Höhe und versuchte, seinen Gegner aus seiner eigenen Geschichte zu bezwingen. Adam wurde von einem Kreis aus Antagonisten umfasst, die ihn beschützten. Natürlich, dachte ich, sie mussten ihn um jeden Preis beschützen. Verschwand Adam, verschwanden auch sie. Und das machte mich irgendwie wütend.

Mein Blick flog gehetzt über das Schlachtfeld, bis ich fand, was ich suchte. Harry Potter stand an vorderster Front und ließ einen Zauber nach dem anderen los. Ich packte ihn an der Schulter.

„Bring mich rüber!“, rief ich gegen den Lärm an und er verstand.

„Wingardium Liviosa!“, brüllte er, und ich fühlte, wie ich in die Luft gehoben wurde.

Auf der anderen Seite tobte das Chaos. Alles, was irgendwie hier rüber kam, nahm einen der Beveler mit sich, und so kamen immer mehr von uns her. Und überraschenderweise waren wir nicht unterlegen. Doch trotzdem wussten wir alle, dass das hier nicht ewig weitergehen würde. Durch die anfängliche Sprengung lagen alle Bücher samt Portalen auf dem Boden verstreut und es würde viel zu lange dauern, für jeden das Richtige herauszusuchen.

Das alles schwirrte mir durch den Kopf, als ich in wilder Raserei durch die Menge fegte. Der Kreis um Adam hatte sich aufgelöst, und er war nirgends zu sehen. Plötzlich wurde mir klar, wie dumm meine Aktion hier war. Ich war unbewaffnet in eine Armee aus rachsüchtigen Wesen mit Persönlichkeitsstörung gerannt. Heilige Scheiße.

Ich rannte zurück zum Abgrund in der Hoffnung, jemand könnte mich kurz rüberbringen. Das Ding war um die drei Meter breit, drüber zu springen war keine Option ... Plötzlich packte mich eine Hand am Arm. Mit einem erschreckten Aufschrei fuhr ich herum. Adam. Sein gehetzter Blick traf mich in gewisser Weise.

„Sky, bitte sei nicht sau...“

Mit der freien Hand verpasste ich ihm eine schallende Ohrfeige.

„Sag mal, hackt's bei dir?“, brüllte ich ihn an, doch bevor ich ihm irgendeine verdammte beleidigende Beschimpfung an den Kopf werfen konnte, packte er mich mit beiden Händen.

„Bitte hör mir zu, ich wollte nicht ...“

„Lass mich in Ruhe!“

Tränen traten mir in die Augen, doch ich wollte nicht, dass er das sah. Ich wollte nicht, dass er wusste, wie sehr mich sein Verrat verletzte. Also riss ich mich abrupt los und stolperte

nach hinten. Dummerweise hatte ich vergessen, dass ich genau am Abgrund stand. Panisch ruderte ich mit den Armen, um nicht abzustürzen, doch es war zu spät.

Ich stürzte. Meine Hände suchten verzweifelt nach Halt, und plötzlich wurde mein Sturz unterbrochen. Der Schock steckte mir in den Gliedern, doch ich sah mich sofort um.

Ich baumelte über dem Abgrund. Meine linke Hand umklammerte die von Adam, der sich mit der anderen an der Kante festhielt. Kurzum, wir waren verloren.

Ich suchte die Wand nach einem Felsvorsprung oder so ab, doch sie war glatt wie Marmor. Ich sah hoch zu Adam, und für einen kurzen Moment hielten wir Blickkontakt. Dann holte er tief Luft und spannte seine Armmuskeln an. Ich wusste, dass er sportlich und ich weder sonderlich groß noch schwer war, doch ich hätte nie geahnt, dass er Folgendes vollbringen konnte. Er hielt sich weiterhin mit einer Hand an der Kante fest, mit der anderen zog er mich hoch.

War das physikalisch möglich? Andererseits war er der Sohn eines der mächtigsten Zauberer der Welt. Apropos, wo steckte der eigentlich? Merkte er nicht, dass sein Sohn grade an einer Klippe baumelte? Vielleicht war er aber auch zu sehr damit beschäftigt, alles kurz und klein zu schlagen. Wie auch immer, Adam rettete mir gerade das Leben. Und er hatte es fast geschafft.

Ich streckte die Hand aus, meine Fingerspitzen berührten schon die Kante ... und dann ergriff ich sie. Mit letzter Kraft zog ich mich hoch und saß Sekunden später vollkommen ausgelaugt auf dem Boden. Doch sofort bückte ich mich wieder, den Adam hing noch immer am Abgrund. Ich streckte ihm meine Finger entgegen, doch er ergriff sie nicht.

„Nimm meine Hand, du Vollidiot!“, schrie ich ihn an, doch die gewisse Vorahnung schob sich wie ein Schatten vor meine Sicht.

„Nein“, flüsterte ich.

Doch Adam sah mich nur an, und Giulias Worte geisterten mir durch den Kopf. *Wir müssen herausfinden, durch wen der erste Antagonist in die Realität entkommen konnte. Diese Person müssen wir unschädlich machen. Dadurch müssten die Antagonisten zurück in ihre Bücher.*

Adam und ich wussten beide, was der andere dachte. Und mit den Worten „Es tut mir leid! Ich wollte nicht, dass es so weit geht“ ließ Adam die Kante los.

Mein markerschütternder Schrei war sogar noch lauter als das Getöse um mich herum. Ich weiß nicht, ob die Antagonisten irgendwas spürten oder ob sie meinen Schrei gehört hatten, jedenfalls hielten sie inne. Wie auch alle anderen. Sie alle starrten mich an, wie ich da saß, die Hand ausgestreckt, das Gesicht zu einer entsetzten Maske erstarrt. Sie alle ahnten, was passiert war.

Auf einmal ertönte ein zweiter Schrei, viel lauter, tiefer und verzweifelter als meiner. Es war der Schrei eines Vaters. Hastig drehte ich mich um und sah Voldemort mit hasserfülltem Blick auf mich zu rennen, den Zauberstab gezückt.

„Avada!“, brüllte er, doch bevor er das Kedavra sagen konnte, verschwand er, wurde einfach aus dem Lauf genommen, genau wie alle Antagonisten um mich herum. Einer nach dem Anderen verschwand, zusammen mit den dazugehörigen Protagonisten. Die Regale stellten sich von selbst wieder auf und füllten sich wieder mit Büchern, so wie Giulia es vorausgesehen hatte. Alles wurde sozusagen resettet. Nur wir blieben an unserem Platz. Doch was war schon ein *wir*, wenn Adam nicht dazugehörte?

DER GEHEIME ALPHA

Die Wiederkehr

Schon wieder ein Tag ohne ihn, oder eher jetzt zwei Jahre und vier Monate. Ohne den, der mich beschützen soll, der für mich da sein soll! Aber das kann er nicht, er ist weg verschwunden, von einer Sekunde auf die andere aus meinem Leben weg, wie vom Erdboden verschwunden. Die Person hat mir alles bedeutet, wirklich alles bedeutet, er war für mich wie der Fels in der Brandung, wie der langersehnte Regentropfen nach einer langen Trockenzeit. Doch das alles hat ihn wohl nicht im Geringsten interessiert, denn er hielt es nicht mal für nötig, mir Tschüss zu sagen. Nur einen Verdammten Brief hat er mir gegeben, und was stand drauf? „*Er oder ich werden dich immer beschützen, wir wachen über dich.*“ Doch dass er mir nur so einen lahmen Brief nicht einmal gibt, sondern auf meine Kommode stellt, macht mich wütend und traurig. Er hätte es mir gesagt, wenn er weggegangen wäre, ich war für ihn wie der beste Kumpel, was irgendwie bescheuert ist, denn er hatte genügend Freunde. Aber so ist halt Cody, und dafür habe ich ihn geliebt, verrückt!

Es ist zu kalt, zu kalt für meinen Körper, dem es wohl nicht reicht, dass ich einen schwarzen unbedruckten Pulli anhabe. Obwohl es für mich ein ziemlich angenehmes Wetter ist, kalt und windig. Ich blicke mit meinen schwarzen Augen in den grauen Himmel. Bald wird es regnen, schießt es mir durch den Kopf. Wodurch ich logischerweise meine Kapuze über meinen schwarzen Haarschopf stülpe. Ich laufe die volle Hautstraße entlang und folge dem mir vorgegebenen Weg, der auf dem zerknitterten, durchnässten und zerknüllten Zettel steht. Nicht grade überzeugt, dass das richtig ist, schüttele ich den Kopf.

„Links“, flüstere ich, während ich dem Weg folge. Ob das richtig ist? Denn plötzlich ist der Weg nicht mehr so voll wie vorhin, wo die Menschenmassen versucht haben, sich nicht umzurennen und trotzdem schnell voranzukommen. Menschen!

Ich hebe wieder den zerknitterten, durchnässten und zerknüllten Zettel, wo drauf steht: „Blumen-Stoht-Straße einschlagen“. Ich hebe wieder den Kopf und drehe mich einmal um mich selbst, aber das einzige, was ich sehe, ist ein Weg, der ins Nichts zu scheinen führt, noch ein Weg, der ins Nichts zu scheinen führt, und noch einer, und wer hätte es gedacht ... Nein, diesmal kein Weg, der ins Nichts zu führen scheint, sondern, okay, es ist grade nicht viel besser als das vorige.

Genau, eine Hecke. Ich schnaube wütend auf. Warum, warum bin ich denn hier bloß hergekommen? Für mich war es schon eine Überwindung, aus dem Wald zu kommen und mich unter diese Menschen zu mischen. Ja, ich wohne im Wald ... Wenn Ihr vorher gut aufgepasst habt, dann müsstet Ihr verstanden haben, dass der Typ namens Jan mein großer Bruder ist, und jetzt müsstet ihr daraus schließen können, dass ich, Trommelwirbel bitte ... ich warte so lange, bis einer kommt ... genau, ein Lykar bin! Aber nicht einer, der wie ein Schosshündchen dem Alpha auf den Schoss springt, wenn er das will.

Nein, ich, ich bin ein Wilder. So werden diejenigen genannt, die sich gegen den Alpha gestellt haben und somit aus dem Rudel geworfen wurden. Für die Familie sind wir eine Schande.

„Hey, du siehst irgendwie ...“

„Das ist ein Wilder, du Bremsbacke!“

Und schon ist die Person, die mich vorher aus den Gedanken gerissen hat, leise.

„Was?“, schnaube ich und drehe mich um.

Vor mir steht ein Mädchen mit braunen schulterlangen Haaren und blauen Augen und neben ihr ein Junge, der wahrscheinlich ihr Bruder ist, denn sie sehen wie aus einem Gesicht geschnitzt aus. Das Mädchen schaut mich ängstlich an, doch der Junge eher wütend.

Fragend hebe ich eine Braue, was ihm wohl nicht gefällt, den er faucht: „Wie konntest du nur?“

Verwundert hebe ich noch die andere Braue, was ihm wohl nicht gefällt, denn er schnaubt: „Wie kann man sich nur gegen seinen Alpha stellen? Er beschützt, er gibt uns Mut, er ist immer für uns da, und du fällst ihn in den Rücken!“, knurrt er.

Meine Brauen sacken runter, und mein Gesicht verdunkelt sich, wie die Titanic gesunken ist.

„Das dauerte ungefähr 3 Stunden“, kommentiert meine innere Stimme, auch Gehirn genannt.

Ach, sei doch einfach leise, du hast den ganzen Moment zerstört!

„Es sind nicht alle so toll wie dein Alpha“, sage ich mit erschreckend ruhiger Stimme. Der Junge ballt die Hände zu Fäusten und dreht sich um.

„T-Tschuldigung, mein Bruder ist Beta“, sagt das Mädchen kleinlaut.

Oh Gott, Beta, die besten Freunde eines Alphas. Man kann sie so beschreiben: Sie würden alles, wirklich alles machen, was der Alpha sagt. Das heißt, würde er sagen: ‚Wasche meine Kleidung, putze mein Haus und wasche mein Auto!‘, dann würde er das ohne zu zögern machen, und so ist er für mich widerlich.

Das Mädchen will schon wie der Grünschnabel von vorhin abdüsen, doch da fällt mir auf, dass sie eine Art Schuluniform anhat. Dann müsste sie doch rein theoretisch auf eine Schule gehen.

„Nein, weißt du, sie sind Zooangestellte! Hahaha, sehr witzig, ich weiß, für den habe ich sogar einen Preis bekommen, er heißt Witzepreis.“

Oh Gott! Cody Shadows reicht völlig aus. Halt die Klappe bitte!

Wieder in der Realität sage ich noch: „Halt!“, und das Mädchen erstarrt wie ein Eisblock.

To be continued...

